

Im roten Cabrio in die



Raus aus dem Trott

Das Thema ist uralt. Ausbrechen. Was anderes machen und sein wollen als man im Augenblick vorgibt zu sein. Nicht in der Schule rumhängen. Nicht den blöden Job machen. Nicht die Kinder versorgen müssen. Nicht die Raten abzahlen. Nicht dieses Wetter ertragen müssen. Stattdessen möchte man Leben. Den Wind in den Haaren spüren. Den Sand zwischen den Zehen. Die Kawasaki im Griff und den Highway runterheizen. Natürlich ohne Helm und ohne Geschwindigkeitsbegrenzung. Auf dem Rücksitz hängt die braungebrannte Freundin, die sich in deiner schwarzen Lederjacke festgekrallt hat. Sie sieht aus wie die Traumfrau 2004 und in ihren tiefblauen Augen verlierst du dich. Leben. Nur leben. Ist das zu viel verlangt?

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem Ehepaar, die alle Zelte in good ol' Germany abgebrochen haben. Alles verkauft. Mit dem Geld haben sie sich eine Villa an der Costa Daurada zugelegt. Ein roter Sportwagen in der Garage und ein riesiger Pool im Garten. „Garten“ ist untertrieben. Palmen, Rosen, lila Blütenpracht und weiße Gartenmöbel sahen aus wie für die Zeitschrift „Schöner Wohnen“ bereitgestellt. Nach einem Jahr kam die Krise. Die Sonne war zu heiß, die Straßen zu schlecht, der Spanier an sich unmöglich und die Preise viel zu teuer. Sagten sie. Alle ihre Sehnsüchte haben sie in diesem einen Jahr verbraucht. Nix mit Leben. Trotz Pool und Sportwagen in der Garage. Und als dann noch in ihr Haus eingebrochen wurde, brachen alle Dämme. Alles wurde verkauft und dann ging's zurück nach Deutschland. Willkommen daheim.

Richtig: Nicht jeder kann sich in Spanien eine Villa, einen Pool und einen Sportwagen leisten. Nicht jeder kann seinen Traum erfüllen. Genau genommen sind das sogar die wenigsten. Die meisten von uns sind in ihren Träumen gefangen. Die Wünsche sind ähnlich wie bei dem o.g. Ehepaar. Aber diese Wünsche werden nur in Träumen ausgelebt. Nur - das ist noch schlimmer.

Lucy Jordan und der Weg nach unten

Die Rocksängerin Marianne Faithful erzählt in ihrem Song „The Ballad of Lucy Jordan“ von einer Frau, die an ihrem sterilen Leben kaputt geht. Die immer gleichen Abläufe machen sie wahnsinnig. Bügeln, waschen, kochen, Staub saugen, lernen mit den Kids und dann ab ins Bett. Gefängnis auf Jahre hinaus. Vier-

Was soll das Leben, wenn die Wünsche vom Staubsauger gefressen werden.



e Hölle ...



mannzelle. Urteil: Lebenslänglich. Der größte Traum von Lucy ist, in einem weißen Cabrio durch Paris zu düsen. Doch das ist nicht angesagt. Stattdessen gießt sie die Blumen, macht die Betten und streicht Brote. Hinter ihrer gutbürgerlichen Lockenkopffassade spielt sich ein ganz anderes Leben ab: Tausend Liebhaber warten nur auf sie. Sie ist begehrenswert und sieht attraktiv aus. Wie war das mit der Braut auf der Kawa?!? Was für ein Leben: Das weiße Cabrio rollt nur in Gedanken am Eiffelturm vorbei und in der Zwischenzeit krallt sich der Staubsauger gnadenlos die letzten Träume und vermischt sie mit dem Dreck des Alltags. Am Ende des Songs bringt sich diese Frau um. Was soll das Leben, wenn die Wünsche vom Staubsauger gefressen werden.

Klar ... es ist nur ein Lied. Und doch absolut realistisch. Denn wie viele von uns träumen einen Traum, dem jeder Tag etwas von seiner Schönheit und Kraft wegnimmt. Jeden Tag stirbt ein Stück dieses Traums. Es ist der Horror, wenn das Leben immer kürzer wird und die Hoffnung auf bessere Zeiten sich verabschiedet.

Jesus Christus und der Blick nach vorne

Viele versprechen Abhilfe. Die Werbung überschwemmt uns mit Möglichkeiten, wie wir das alte Leben beenden und ein neues beginnen können. Tausende von Möglichkeiten mit altbekanntem Ende: Null Veränderung.

Jesus spricht auch von einem neuen Leben. Er spricht von

Friede, von Glück, von einem Neuanfang des Lebens. Ein Zitat aus der Bibel: „Wenn jemand in Christus ist, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“*

Wie ist das zu verstehen? Das klingt ja ziemlich verlockend. Heißt das, dass wenn ich an Jesus glaube, meine Probleme weg sind? Funktioniert dann meine Ehe wieder? Bekomme ich einen Arbeitsplatz? Werde ich gesund? Zählen meine Strafzettel oder meine Vorstrafen nicht mehr? Hab ich keine Akne mehr? Habe ich dann Glück, Zufriedenheit und Wohlstand gebucht?

Sind meine Probleme weg, wenn ich an Jesus glaube? Habe ich dann Glück, Zufriedenheit und Wohlstand gebucht?





Keine Frage, wenn man diese Aussage aus dem Zusammenhang reißt und willkürlich interpretiert, kann man zu einem solchen Ergebnis kommen. Auf's erste Hören klingt das dann tatsächlich wie ein Emotionslottosupergewinn. „Und das alles, wenn ich an Jesus glaube - mehr nicht?!?“, fragen mich Leute, die diese Aussage zum ersten Mal hören. Und in ihren Augen startet das große Blinken. Ich vermute, sie sehen sich schon mit dem weißen Cabrio um den Eiffelturm kurven.

Wenn Jesus über „Neues Leben“ spricht, geht's nicht um das weiße Sportcabrio und auch nicht um sexuelle Erfüllung bis zum Abwinken. Das sind alles kurze Highlights. Denn irgendwann muss auch das schönste Cabrio auf den Schrottplatz und der tollste Lover wird stinklangweilig. Oder alt. Oder beides. Der Glaube an Jesus bringt auch nicht eine sofortige Veränderung der eigenen Umwelt mit sich. Wenn du einen Typ hast, der dir ab und zu eine verpasst, dann ist es gut möglich, dass er dich noch mehr verprügelt als vorher. Solltest du bislang nicht zum oberen Drittel in deiner Klasse gehören, machst du nach einer Entscheidung für Jesus nicht automatisch den Sprung an die Spitze der Benotungsskala. Und wenn du seit einigen Monaten jeden Montag auf dem Arbeitsamt abhängst, dann solltest du dich darauf einstellen, nächsten Montag wieder dort aufzulaufen. Trotz Jesus.

„Was hab ich dann davon?“, werde ich bei solchen Gesprächen oft gefragt. Meine Antwort: „Retung aus Schuld und Sünde und ewiges Leben“. Oft schauen mich meine Gesprächspartner verwundert an. „Mmmh“, tönt es dann

meistens hinter einer unbeweglichen Gesichtsmaske hervor. Offensichtlich hatten sie andere Vorstellungen. Oder verstehen die Aussage nicht. Das wiederum kann ich nachvollziehen. Deshalb braucht es unbedingt die Erklärung, was Jesus unter „neuem Leben“ versteht.

Adam und das Problem

Es hilft alles nichts - wir müssen zurück zu den Anfängen der Menschheitsgeschichte. Dort lebten Adam und Eva friedlich im Paradies. Es war eine geniale Zeit. Bis der Teufel in Gestalt einer Schlange Eva über den Tisch zog. „Iss von dieser Frucht und du wirst sein wie Gott“, log er. Eva war sich nicht ganz sicher, ob sie sich dieser Anmache stellen sollte. Schließlich hatte Gott verboten, von dem Baum der Erkenntnis zu essen. Aber die Verlockung war schon enorm. Und die Früchte waren auch nicht ohne. Wie lang die Reaktionszeit von Eva war, wissen wir nicht. Fakt: Adam und Eva aßen beide davon. Die Folge: Beide mussten aus Sicherheitsgründen das Paradies verlassen. Das hatte nicht nur einen Ortswechsel zur Folge, sondern bedeutete die Trennung von Gott. Die Trennung vom Frieden und Liebe. Der Abschied vom ewigen Leben. Gott musste so handeln. Denn im Paradies stand noch ein Baum: Der Baum des Lebens. Hätten die beiden anschließend noch davon gegessen, wären sie auf ewig von Gott getrennt gewesen. Also: Raus aus dem Paradies. Und: Bloß nicht zurückkommen und vom anderen Baum essen. Deshalb stellte Gott einen Engel an die Eingangstür. Zu ihrer Sicherheit.

Seit dieser Zeit sind die Menschen getrennt von Gott. Ohne

Ausnahme. Diese Trennung nennt die Bibel „Sünde“. Gott dagegen ist heilig. Diese beiden Beschreibungen drücken eine himmelweite Trennung aus. Damit könnten wir leben, wenn ... unsere paar Jahre, die wir hier auf diesem Planeten abspulen, alles wären. Aber da kommt noch mehr. Unmittelbar nach unserem Tod beginnt die Ewigkeit. Schließen wir zum letzten Mal die Augen, dann geht's in die andere Wirklichkeit. Gott. Von Angesicht zu Angesicht. Und dort heißt es dann: „Willkommen im ewigen Leben“ oder ... - „Ich kenne dich nicht.“ Diese Aussage heißt: Hölle. Ebenfalls: Auf ewig.

Jesus und das Leben

Es gibt keine Chance, diese himmelweite Trennung von mir aus zu überwinden. Keine dicken Überweisungen auf das Konto eines Hilfswerkes; keine Kirchenbesuche; kein Essen verteilen auf dem Hauptbahnhof; kein Versorgen von Straßenkindern in Südamerika. Ich kann diese Trennung niemals aus eigener Kraft oder Leistung überwinden. Ich bin ein Sünder, weil sich Adam und Eva damals vom Teufel über den Tisch ziehen ließen. Eine Tat mit Auswirkungen. Bis heute.

Die grandiose Botschaft heißt, dass Gott von sich aus diese Trennung überwunden hat. Er hat den himmelweiten Graben überbrückt. Kein monumentales Bauwerk, sondern ein Holzkreuz spannt sich über diese Kluft. „So sehr hat Gott die Welt geliebt“, steht im Neuen Testament, „dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat.“**

Im Klartext: Gott hat aus Liebe seinen Sohn in diese Welt ge-





Warum Träumen nachhängen, wenn ein Leben mit dem Sohn Gottes Realität werden kann?

schickt. Er ist von sich aus aktiv geworden. Wir hätten keine Chance auf ewiges Leben. Wir würden ohne Gott auf der einen - der unseren! - Seite der Wirklichkeit die Augen schließen und in der anderen Wirklichkeit - der Ewigkeit - nur in eine Richtung marschieren: in Richtung Hölle. Seit Jesus diese Welt betreten hat, gibt es auch eine zweite Möglichkeit: nächste Ausfahrt Herrlichkeit. Um diese Ausfahrt zu ermöglichen, musste Jesus sterben. Der Sohn Gottes lässt sein Leben für die Menschen. Für die Sünder. Für die von Gott getrennten. Jesus leidet und sein Vater schaut zu. Beide wussten um diesen Moment. Gott greift nicht ein und Jesus steigt nicht vom Kreuz. Und alles wegen dir. Wegen mir. Wegen uns Menschen. Gott will nicht, dass wir in der Hölle landen. Er möchte dir die Herrlichkeit ermöglichen. Er möchte dir ewiges Leben schenken. Sorry, es klingt platt, aber ich kann nicht anders: Diese Message ist der absolute Hammer!!!

Neues Leben schon jetzt.

Nun wird es verständlich: Wer an Jesus Christus glaubt, wer ihm sein ALTES Leben anvertraut, erhält neues Leben. Das alte Leben ist beendet. Die himmelweite Trennung gibt's nicht mehr. Jesus lebt in mir. Jesus lebt mit mir. Jesus Christus in mir. Oder kurz formuliert: NEUES Leben. Schon jetzt. Bis in alle Ewigkeit. Es gilt: nächste Ausfahrt Herrlichkeit.

Ein Leben mit Christus ist nicht automatisch ein Leben ohne Probleme. Auch das weiße Cabrio bleibt im Schaufenster des Autohändlers deines Vertrauens. Doch wer mit Jesus Christus lebt, der kann seine Tagträume auf den Müll kippen. Wieso mit Drittklassigem zufrieden geben? Warum Träumen nachhängen, wenn ein Leben mit dem Sohn Gottes Realität werden kann? Wieso Häuser in Spanien bauen, wenn durch den Glauben der Zugang zu Gott möglich ist? Noch einmal: Was du bisher gelesen hast, ist keine Science Fiction. Das neue Leben kann Wirklichkeit werden.

Wie?

Angenommen, dir gehen die Augen auf und du erkennst, dass du ein Sünder bist. Du begreifst, dass Gott dir ein neues Leben schenken möchte. Du verstehst, dass du in die falsche Richtung unterwegs bist. Was tun? Der erste Schritt ist das Eingeständnis, dass es so ist. Die Bitte um Vergebung deiner Schuld. Die Einladung Jesu in dein Leben. Das Reden mit Gott nennt man Beten. Und das könnte sich so anhören: „Herr Jesus, ich war bisher in die falsche Richtung unterwegs. Ich bin ein Sünder. Bitte vergib mir meine Schuld. Es ist so viel, was mich von dir trennt. Aber du bist auf mich zugekommen. Du bie-

test mir Rettung an. Und ich möchte von dir gerettet werden. Komm in mein Leben, Herr Jesus. Gib mir das neue Leben. Führe du mich durch mein Leben und sei du mit mir! Amen.“

Für den einen klingt das zu simpel, für den anderen sind es Worte zum (ewigen) Leben. Der eine investiert in das Cabrio, der andere gibt seine persönliche Bankrotterklärung ab: weg mit dem alten Menschen. Die Schlussfrage: Cabrio fahren oder den offenen Himmel erleben? Ich habe mich für Letzteres entschieden. Weil das Cabrio für die letzte (Lebens-)Strecke völlig untauglich ist. Weil kein offenes Verdeck dieser Welt den Blick in die Tiefen des Himmels erlaubt, die mir Jesus ermöglicht. Und - weil kein Cabrio dieser Welt mich tröstet, trägt und dieses Glück schenkt, das ich mit Jesus erlebe.

Thomas Meyerhöfer 

* Die Bibel, Neues Testament, 2. Korintherbrief Kapitel 5, Vers 17

** Die Bibel, Neues Testament, Johannevangelium Kapitel 3, Vers 16

Ein Sprung ins

Ungewisse

Widersprechen oder wieder gehen? Das waren die Alternativen, die sich dem verzweifelten Mann anboten. Er war gekommen, Jesus abzuholen. Der Gottessohn sollte nach seinem kranken Sohn schauen. Nun wird der Arme zurückgeschickt. „Geh hin, dein Sohn lebt“, sagt Jesus. Ist das zu glauben? Offensichtlich, denn weiter heißt es: „Der Mann glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin“ (Johannes 4,50). Einen Beleg hatte er nicht bekommen dafür, dass es dem Jungen wirklich besser ging. Doch er glaubte. Er ging hinab. Oder sagen wir: Er sprang hinab – ins Ungewisse.

zurück in Kana.“ Er war wieder erreichbar. Das ist die gute Nachricht, die heute noch gilt: Jesus ist erreichbar. Spätestens seit Weihnachten können wir sagen, dass Gott in Jesus für uns erreichbar geworden ist. Er kam zu uns.

Nun liegt diese Stadt Kapernaum – zur Erinnerung: Das war der Wohnort jenes königlichen Beamten – 212 Meter unter dem Meeresspiegel und etwa 30 Kilometer von Kana entfernt. Das heißt, es ging bergauf, und falls der Vater des kranken Jungen zu Fuß ging, musste er sich erst einmal ganz schön anstrengen, um zu Jesus zu kommen (nicht schlecht – für einen Beamten ...). 30 Kilometer zu Fuß sind anstrengend. Aber 30 Kilometer zu Fuß sind auch möglich!

Man kann sagen, dass beides grundsätzlich bei Begegnungen mit Jesus gilt. Zu ihm zu kommen ist anstrengend, aber möglich. Das Anstrengende ist, einsehen zu müssen, dass ich mir manchmal selbst nicht helfen kann. Wem kommt so ein Eingeständnis schon leicht über die Lippen? Wer ist schon gerne Bittsteller? Wer wagt den Sprung, sich in die Abhängigkeit eines anderen zu begeben? Eine Bitte bedeutet Überwindung, besonders für einen autonomen, einflussreichen Menschen, wie unser Beamter es war. Schließlich birgt jede Bitte die Gefahr in sich, dass man eine negative Antwort bekommt.

Übrigens: Es kommt tatsächlich vor, dass Gott ein Bittgebet mit „Nein“ beantworten muss. Manche sagen dann: „Gott hat mein Gebet nicht erhört.“ In dem Sinne: „Er hat mir keine Antwort gegeben.“ Aber heißt „Nein“ wirklich, dass man keine Antwort bekommen hat? „Nein“ ist sogar eine klare Antwort. Wenn meine Bitte nicht den Plänen des Herrn



Kapernaum am See Genezareth. Foto: E. Platte

Lebenskrisen

In Kapernaum, am Nordufer des Galiläischen Meeres, geschahen die meisten Wunder, die Jesus vollbrachte. Eine dieser Begebenheiten wird in Johannes, Kapitel 4 geschildert. Der Sohn eines königlichen Beamten (eine Art Minister am Hof des Herodes Antipas) lag mit hohem Fieber im Bett. Er hatte keine Bronchitis, wo man sagen könnte: „Zwei Aspirin, drei Multivit, schon ist der Kranke wieder fit.“ Nein, er war sterbenskrank (Vers 47). Vielleicht hatte er Malaria. Das jedenfalls war in dem feuchten Klima am See Genezareth keine Seltenheit. Die Sorge stand dem Vater ins Gesicht geschrieben. Wenn ein Kind am Sterbebett eines Eltern teils sitzen muss, ist das irgendwann „normal“. Wir sagen: „Das ist der Lauf der Dinge.“ Meine Mutter musste vor Jahren am Sterbebett ihrer Mutter sitzen. Meine Oma war über 80. – Aber

wenn umgekehrt ein Vater am Sterbebett eines seiner Kinder sitzen muss, das ist hart.

Gibt es Dinge, die bei Ihnen „im Sterben liegen“? Ihr Selbstwertgefühl vielleicht? Oder Ihre Ehe? Das Verhältnis zu Ihren Kindern? Früher war das Familienleben harmonisch. Aber das ist lange her. Liegt Ihr Vertrauen zu Gott im Sterben?

Wussten Sie, dass sich in Deutschland jedes Jahr 15.000 Menschen das Leben nehmen, weil sie keine Hoffnung mehr haben? Wenn wir hier von Glauben als einem Sprung ins Ungewisse reden, heißt das nicht von der Brücke zu springen.

Gott ist erreichbar

Wochenlang hatte sich Jesus in Judäa – dem südlichen Teil Israels – aufgehalten. Weit weg also. Aber jetzt war er wieder nach Galiläa gekommen. Der Beamte hörte davon per Mundfunk: „Er ist

Beweise!?



entspricht, ist es auch für mich das Beste, mich mit einem „Nein“ zufrieden zu geben.

Noch einmal: Es mag anstrengend sein, zu Jesus zu kommen, aber es ist möglich. Und zwar für jeden Menschen.

Zeichen und Wunder

Der Mann war inzwischen in Kana angekommen. Als er vor Jesus stand und um die Heilung seines Jungen bat, sagte der Herr zunächst: *„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so werdet ihr nicht glauben“* (Vers 48). Vielleicht hatte der Beamte aufgrund der Antwort Jesu den Eindruck: „Der hört mir gar nicht zu!“ Aber bedenken Sie: Es ist noch nie vorgekommen, dass Jesus Christus auf eine Bitte hin gesagt hätte: „Liebe Zeit! Gut, dass du Bescheid sagst. Jetzt aber schnell ...“ In Kapitel 2,4 im Zusammenhang mit seinem ersten Wunder in Kana hatte Jesus gesagt: *„Meine Stunde (oder: Zeit) ist noch nicht gekommen.“* Das heißt, er hat (seine) Zeit. Gott weiß am besten, wann es richtig ist, einzugreifen. In Hebräer 4,16 steht: *„Lasst uns nun mit Freimütigkeit hinzutreten zum Thron der Gnade (eine Ermutigung zu beten), damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden zur rechtzeitigen Hilfe.“*

Jesus weist erst einmal auf die Bedeutung von Zeichen und Wundern hin: *„Ihr werdet ohne sie nicht glauben“*, sagt er. Das ist eine Feststellung - kein Vorwurf!

Zeichen und Wunder werden in der Bibel häufig im Zweierpack genannt: Zeichen und Wunder. Das zeigt zwei unterschiedliche Aspekte dieser Machttaten Gottes. Erstens: Sie wollen auf etwas hinweisen, zeigen (Zeichen). Zweitens: Sie wollen uns ins Staunen versetzen über von Menschen nicht machbare Handlungen (so

definiert man Wunder).

In diesem Zusammenhang möchte ich ein zweifaches Glaubensbekenntnis ablegen:

Erstens: Ich glaube, dass jedes Zeichen der Bibel uns auch etwas zu zeigen hat (das glauben bibelkritische Theologen auch). Man kann daraus lernen. Deshalb beschäftigen wir uns hier ja auch mit dieser Geschichte.

Zweitens: Ich glaube, dass Wunder wirklich so geschehen sind, wie sie aufgeschrieben wurden (das glauben liberale Theologen in der Regel nicht).

Wenn Gott aber nicht in der Lage ist, Wunder zu tun, darf er sich dann überhaupt noch Gott nennen? Wenn die Wundergeschichten nichts weiter als Legenden sind, Gott also keine Wunder vollbringen kann, dann brauchen Sie über Gebet gar nicht erst nachzudenken. Dann können Sie, wenn Sie Hilfe brauchen, auch zu Ihrem Nachbarn gehen. Aber Gott ist immer noch Gott. Er ist heute nicht zu alt geworden, dass er nicht mehr übernatürlich eingreifen könnte. Vergessen wir das nie!

Was heißt Glauben?

Auch wenn Gott uns viel zu zeigen hat (nicht zuletzt durch die Zeichen der Schöpfung; vgl. Hiob 9,10) und uns ins Staunen versetzen will, sind alle Wunder Hinweise auf, aber nicht Beweise für Gott. König Herodes Antipas freute sich in Jerusalem über die Gelegenheit Jesus zu sehen (Lukas 23,8). Er hatte viel von seinen Fähigkeiten gehört. Nun wollte er selbst ein Wunder miterleben. Gerne hätte er einen Zeichenkurs bei Jesus belegt. Ich stelle mir vor, dass er mit glänzenden Augen und einer Chipstüte in der Hand auf seinem Thron saß. Er dachte, er hätte David Copperfield vor

sich. Doch so lässt Gott sich nicht beweisen. Jesus möchte, dass wir aufgrund seines Wortes glauben und nicht aufgrund von Zeichen.

Manche sagen: Glauben heißt nicht wissen. Ich behaupte das Gegenteil: Glauben heißt wissen. Sie haben richtig gelesen! Lassen Sie mich ein Beispiel gebrauchen: Ich frage den neuen Kollegen nach seinem Namen. Er sagt mir, dass er Klaus heißt. Später fragt mich jemand: „Weißt du, wie der Neue heißt?“ Ich sage: „Ja, ich weiß! Er heißt Klaus.“ Um das herauszubekommen habe ich kein „Zeichen“ von Klaus gefordert. Ich hätte auch von ihm verlangen können: „Zeig mir mal deinen Ausweis!“ Aber das wäre eine merkwürdige Art, jemanden kennen zu lernen, nicht wahr? Ich habe seinem Wort vertraut (warum auch nicht?). Der Glaube an sein(e) (Ant)Wort macht mich sicher. Nochmal: Jesus will, dass wir aufgrund seines Wortes glauben sollen. Verstehen Sie? Misstrauen (Zeichen fordern) ist nicht glauben. Gott möchte, dass wir auf der Basis von Vertrauen mit ihm umgehen.

Die Bibel erklärt uns eine Menge Dinge, die wir als Menschen mit unserem eingeschränkten Horizont nicht wissen können. Zum Beispiel Einsichten über das Jenseits oder das Wesen Gottes. Die großen Zusammenhänge des Lebens kenne ich als Mensch nicht. Aber wenn Gott mir diese Dinge mitteilt, dann weiß ich, was ich vorher nicht geahnt habe, weil ich seinem Wort vertraue. Glauben heißt also wissen.

Jesus muss sich über den Glauben der Samariter gefreut haben (Lesen Sie Johannes 4,39-42!). Sie sagten: „Wir glauben ... denn wir selbst haben gehört und wissen, dass dieser wahrhaftig der Heiland der Welt ist.“ In Kapitel 5,24 sagt Jesus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört (nicht wer meine Zeichen sieht) und glaubt dem, der mich gesandt hat,



der hat das ewige Leben ...“ Und auch Thomas macht er darauf aufmerksam: „Glücklich sind, die nicht gesehen und doch geglaubt haben“ (Kapitel 20,29).

Der Sprung ins Ungewisse

Wer mit dem Auto in eine Nebelwand rast, geht in die Eisen. Hier wird selbst der geschickteste Fahrer plötzlich vorsichtig. Warum? Man sieht die Straße nicht mehr richtig. Sie ist zwar unverändert da, aber kaum zu erkennen. Darum fällt es uns manchmal so schwer zu glauben. Gott ist zwar da – unverändert – aber nicht ganz zu erkennen. Die Zukunft liegt vor uns, aber wir wissen nicht, was uns erwartet. Wir zögern. Und doch muss es weitergehen.

Jesus kam nicht mit nach Kapernaum, wie sich der Beamte das vorgestellt hatte, sondern sagte ihm ein Wort Gottes: „*Dein Sohn lebt.*“ Tatsächlich war das ein alttestamentliches Wort Gottes (s. 1. Könige 17,23). „*Der Mann glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin*“ (Vers 50). Wenn es so war, dass er glaubte, dann wusste er jetzt, dass sein Sohn gesund geworden war. Auch wenn er zu diesem

Zeitpunkt noch keinen Nachweis dafür hatte und man rein faktisch von Ungewissheit sprechen müsste. Er ging einfach los, zurück nach Hause. Der Weg war nicht mehr so beschwerlich (er ging hinab). Und der Weg war in einem weiteren, übertragenen Sinne nicht mehr so beschwerlich: Der Mann war die Sorge los, denn er glaubte ja.

Und schließlich wird das „Happy End“ berichtet: „*Aber schon während er hinabging, kamen ihm seine Knechte entgegen und berichteten, dass sein Knabe lebe*“ (Vers 51).

Gott hört ein aufrichtiges Gebet immer. Mal sagt er „Nein“, mal „Ja“ und manchmal sagt er: „Warte noch einen Moment“. Was er von uns erwartet, ist nichts anderes als unser Glaube. Daher: Gehen Sie hinauf, auch wenn es anstrengend erscheint! Und dann wagen Sie den Sprung – nicht ins Bodenlose, sondern in Jesu Arme.

Markus Wäsch



Überraschungsbesuch

„Die Gastfreundschaft vergesst nicht! Denn dadurch haben einige, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.“ (Hebräer 13,2)

Mit einem freundlichen „Besucht uns doch mal!“ hatten Geschwister die „Neuen“ in der Gemeinde begrüßt. An jenem Sonntagnachmittag der armen Nachkriegszeit wollten sie aber eigentlich den mühsam ersparten Kuchen für sich selbst genießen. Aber dass sich jetzt schon die „Neuen“ an der Haustüre meldeten. Gerade jetzt, wo sie den Kuchen anschneiden wollten. – Zunächst stellten sie sich als abwesend. Dann versteckten die den Kuchen unter dem Sofa. Aber es nützte nichts. Die unerwarteten Mitesser saßen unweigerlich mit am Kaf-

feetisch. Die unwilligen Gastgeber bekannten dann ihren Egoismus und holten verschämt den Kuchen hervor. Nun erlebten sie eine zu Herzen gehende Gemeinschaft mit ihren Gästen, die ihnen mehr bedeutete als der leckerste Kuchen.

Heute ist Kuchen keine Mangelware; aber der Egoismus hat sich weiterentwickelt. Man lebt autonom, braucht den anderen eigentlich gar nicht und will auch von ihm nicht belästigt werden. Hier dürfen wir als Christen – insbesondere unsere Frauen – Zeichen der Liebe setzen. Wir laden nicht nur unsere sympathischen Freunde ein. Auch denen, die am Rand stehen, werden wir eine Atmosphäre der Freundlichkeit und Zuwendung bieten. Es ist uns nicht nur eine heilige Pflicht. Wir wissen auch um die Verheißung Gottes. Unsere Kinder bekommen unvergessliche Eindrücke fürs Leben. Unser Haus, unsere Familie wird gesegnet werden. Wir haben den

Herrn Jesus als Gast im Haus gehabt. Lies Matthäus 10,40. Habe Mut, die Türen deines Hauses zu öffnen, und lade Gäste ein!

Siegfried Lambeck



Aquila und Priszilla – ein überzeugendes Team.

Hingegeben un

„Grüßt Priska und Aquila, meine Mitarbeiter in Christus ...“ (Römer 16,3–16)

Diese Verse sind sicher kein Text für eine Predigt oder die Stille Zeit. Wenn sie in der Bibel fehlten, vermisste man sie vielleicht gar nicht. Es sind einfach nur Namen, zwar ohne Bedeutung für die Weltgeschichte, aber sehr bedeutsam für das Reich Gottes. Namen, die im Himmel angeschrieben sind. Sie stammen aus der Grußliste am Ende des Römerbriefes.

Paulus, der diese Namen hier nennt, war sicher ein Großer im Reich Gottes. Er verbreitete gezielt den christlichen Glauben und gründete die ersten Gemeinden in Asien und Europa. Was wäre die christliche Kirche ohne ihn? Aber ebenso wichtig für die Verbreitung des Evangeliums und das Wachstum der Gemeinden waren die einzelnen Gläubigen, wie sie hier in dieser Grußliste aufgeführt sind. Zwei der Genannten sind Priszilla (Priska) und Aquila. Von ihnen wissen wir ein wenig mehr als nur ihre Namen.

Stationen ihres Weges

Zuerst begegnen wir ihnen in Apostelgeschichte 18,2. Als Juden, durch einen kaiserlichen Erlass ausgewiesen, verließen sie Rom und suchten ein neues Zuhause in Korinth. Auf seiner zweiten Missionsreise mietete Paulus sich dort bei ihnen ein und erfuhr durch sie viel Unterstützung. Nach anderthalb Jahren Wirksamkeit in Korinth, reiste Paulus nach Ephesus und nahm Aquila und Priszilla mit (18,18). Während Paulus bald weiterzog, blieben sie dort. Als Apollos, ein Judenchrist aus Alexandria, nach Ephesus kam und trotz ungenauer Kenntnis des Evangeliums mit Hingabe und Eifer von Jesus predigte, nahmen die beiden ihn zu sich und „legten ihm den Weg Gottes

genauer aus“ (18,26) d.h. sie nahmen sich Zeit für ihn und halfen ihm zu einem besseren Verständnis geistlicher Wahrheiten. Danach finden wir sie zurück in Rom, wo sie in der Gemeinde in ihrem Haus mitarbeiteten (Römer 16,2–4) und bald darauf wieder in Ephesus, ebenfalls mit einem offenen Haus für Gottes Leute.

Aquila und Priszilla gehören zu den Menschen, von denen die Gemeinde Jesu bis heute lebt. Sie waren mobil, zuverlässig, glaubensstark und einsatzbereit. Aber vor allem waren sie Leute, auf die man sich verlassen konnte. Wo immer sie waren, standen sie Gott zur Verfügung. Wir können viel von ihrem Vorbild lernen.

Sie hatten immer ein offenes Haus

Offene Türen, Wärme und Gastfreundschaft, die Bereitschaft zum Teilen und Mitteilen, das sollte Markenzeichen der christlichen Gemeinde und ihrer Häuser sein. Dabei kommt es nicht auf die große Wohnung, eine moderne Einrichtung oder das Tafelsilber an, sondern auf die Freude und Bereitschaft, mit anderen zu teilen, was Gott mir geschenkt hat. Meine Großmutter besaß ein ganz kleines Anwesen im ehemaligen Ostpreußen. Es reichte gerade zum Überleben für sie und ihre Kinder. Aber wenn die Prediger des Ostpreußischen Gebetsvereins ins Dorf kamen, kehrten sie nicht beim Großbauern, sondern bei ihr ein. So wurde sie selbst und durch sie unsere ganze Familie bis heute gesegnet.

Das lernen wir auch von Aquila und Priszilla. Sie nahmen Paulus auf und gaben ihm eine Basis für seinen Dienst. Appollos erfuhr ihre Gastfreundschaft, und wo immer sie waren, gab es offensichtlich in ihrem Heim eine Hausgemeinde. Weil sie ein offenes Herz für Gottes Sache hatten, standen auch die Türen ihres Hauses einladend offen. Noch einmal, es ist nicht so wichtig, ob wir einen Eintopf oder einen Sonntagsbraten mit anderen teilen, wichtig ist, dass wir teilen; dass andere durch uns Zuwendung und Anteilnahme erfahren und nicht alleine bleiben.

Sie hatten ein Anliegen für einzelne Menschen

Gott liebt uns nicht als Kollektiv, sondern als Einzelne. Er nimmt mich mit meinen persönlichen Bedürfnissen ernst und möchte mich an das Ziel meines Lebens bringen. Oft tut er das durch andere Menschen.

nd mobil

Es ist schön, wenn wir viele Menschen mit dem Evangelium erreichen, wenn die Gottesdienste voll und die Stuhlreihen besetzt sind. Aber es ist genau so wichtig, dabei den Einzelnen nicht aus dem Blick zu verlieren. Immer wieder sehen wir, wie z.B. in der Apostelgeschichte der Heilige Geist, bei allem Vorwärtsdrängen des Evangeliums, sozusagen inne hält und einzelne Menschen in den Blick nimmt: den Lahmen an der schönen Pforte (Apostelgeschichte 3,1), den Kämmerer aus Äthiopien (8,26), den Hauptmann Kornelius (10,1), Lydia, die Purpurkrämerin, die Magd und den Gefängniswärter in Philippi (16, 14) u.a. Immer geht es um den Einzelnen, den Gott erreichen und dessen Leben er verändern möchte.

Aquila und Priszilla hatten diesen Blick und dieses Anliegen für einzelne Menschen. Sie nahmen Paulus auf, unterstützten ihn und hatten so großen Anteil an sei-

nem wirkungsvollen Dienst in Korinth. Apollos fand bei ihnen ein Zuhause und darüber hinaus Unterweisung und Korrektur. So gebrauchte Gott sie, um Apollos für seinen wichtigen Dienst unter den Gemeinden in Achaja zuzurüsten.

Wie wichtig sind Gemeindeglieder mit einem Anliegen für einzelne Menschen, mit Zeit für sie und einem Blick für ihre besonderen Bedürfnisse. Sie sind damals wie heute unentbehrlich.

Sie hatten eine Sicht für Gemeinde

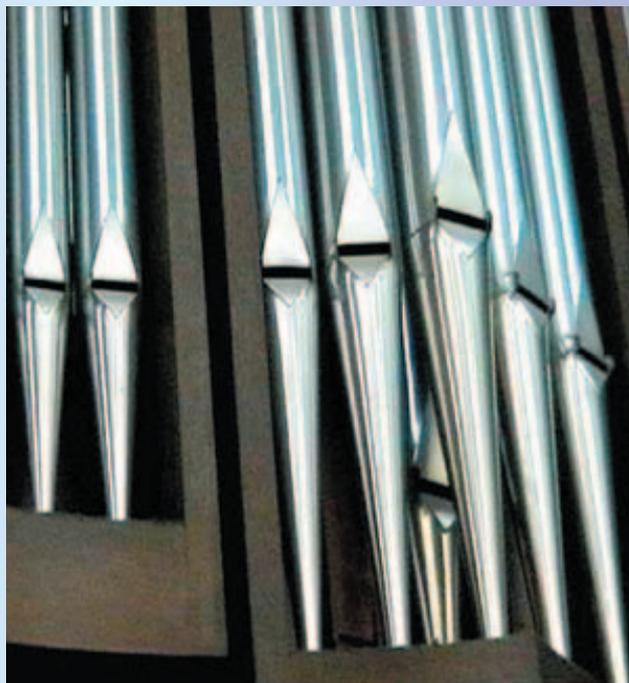
So wichtig der Einzelne im Reich Gottes ist, so sehr Gott den Einzelnen liebt und ihn zu seinem

Kind machen will, so sehr geht es ihm aber auch um die Gemeinschaft seiner Kinder, um die Gemeinde. Zweimal lesen wir von Aquila und Priszilla, dass die Gemeinde sich in ihrem Haus traf. Sie wussten um die Notwendigkeit des gemeinsam gelebten Glaubens. Sie kannten den Wert der Gemeinde.

Gemeinschaft bedeutet nicht nur die Gemeindeveranstaltungen besuchen, sondern dazu zu gehören, ein Teil des Ganzen zu sein. Es bedeutet Anteil nehmen und Anteil geben, den anderen kennen und bemerken, wenn einer fehlt. Es bedeutet mitsorgen, mitdenken, mitweinen

und mitlachen. Wer so Gemeinschaft lebt und erlebt, der wird Gott fröhlich zur Verfügung stehen, mit allem, was er hat, und ist – wie Aquila und Priszilla. Verbindliche, christliche Gemeinschaft ist nicht eine Frage des Beliebens, in der ich entscheide, wie ich es halten will. Wachstum im Glauben und geistliche Gesundheit hängen eng mit dieser Frage zusammen. Gott hat es so eingerichtet, dass ich den Bruder, die Schwester neben mir brauche, um ans Ziel zu kommen. Ich brauche die Unterweisung, die Korrektur, die Ermunterung durch die anderen. Es hilft mir, zu hören, wie sie mit Siegen und Niederlagen im Glauben umgegangen sind, was sie gelernt haben, was ihnen geholfen hat. Wenn ich in meinem Glauben nicht nur überleben, sondern wachsen will, dann brauche ich verbindliche Gemeinschaft.

In die Dorfkirche kam ein neuer Organist. Nach dem gelungenen Einstieg in seinem ersten Gottesdienst, fragte er selbstzufrieden den Jungen, der im Hintergrund den Blasebalg der Orgel bediente: „Na, wie habe ich das gemacht?“ Der Junge sagte nichts. Am nächsten Sonntag gab die Orgel erst beim dritten Versuch einen Ton von sich. Verschmitzt fragte der Junge den Organisten nach dem Gottesdienst: „Na, wie haben wir das gemacht?“





scheinbarsten Dienste im Reich Gottes unentbehrlich bleiben.

Sie waren beweglich und einsatzbereit

Mobilität ist heute mehr denn je gefragt. Wer einen Arbeitsplatz sucht, muss bereit

sein, einen Umzug oder weite Anfahrtswege in Kauf zu nehmen. Junge Menschen haben damit weniger Probleme. Älteren Menschen fällt das meistens nicht so leicht.

Sie dienten mutig in der zweiten Reihe

Obwohl wir etwas mehr über sie wissen als über die meisten anderen in der Grußliste aufgezählten Namen, scheinen die beiden aber doch mehr im Hintergrund gewirkt zu haben. Es genügte ihnen, andere zu unterstützen und zu fördern. Es war ein Dienst in der zweiten Reihe, aber ein Dienst mit enormer positiver Auswirkung. Die Bemerkung des Apostels, dass nicht allein er, sondern „alle Gemeinden unter den Heiden“ ihnen zu danken haben, zeigt den Umfang ihres stillen Wirkens. Gerade dieser Dienst in der zweiten Reihe erfordert Demut und geistliche Reife und ist in der Gemeinde unentbehrlich. Wie wohlthuend sind Menschen, die da sind, wenn man sie braucht, die in aller Stille ihren Beitrag geben und sich selbst nicht so wichtig nehmen.

In die Dorfkirche kam ein neuer Organist. Nach dem gelungenen Einstieg in seinem ersten Gottesdienst fragte er selbstzufrieden den Jungen, der im Hintergrund den Blasebalg der Orgel bediente: „Na, wie habe ich das gemacht?“ Der Junge sagte nichts. Am nächsten Sonntag gab die Orgel erst beim dritten Versuch einen Ton von sich. Verschmitzt fragte der Junge den Organisten nach dem Gottesdienst: „Na, wie haben wir das gemacht?“ Manchmal ist es nötig, uns daran erinnern zu lassen, wie wichtig die anderen neben uns sind und dass auch die un-

sein, einen Umzug oder weite Anfahrtswege in Kauf zu nehmen. Junge Menschen haben damit weniger Probleme. Älteren Menschen fällt das meistens nicht so leicht. Oft bleibt aber gar keine andere Wahl. Mobil sein für den Arbeitsplatz? Das scheint selbstverständlich. Aber mobil sein für Gott?

Aquila und Priszilla waren erstaunlich mobil: Rom, Korinth, Ephesus, Rom und wieder Ephesus. Das sind fünf Stationen, die uns in den wenigen Versen genannt werden. Sicher spielten bei ihnen die Umstände eine Rolle (Ausweisung aus Rom Apostelgeschichte 18,2), aber sie scheinen auch bereit gewesen zu sein, für die Sache Gottes die Mühen eines Ortswechsels auf sich zu nehmen. Ich bin immer wieder beeindruckt von Christen, die einen Orts- und Arbeitswechsel in Kauf nehmen, um z.B. in einer Neulandarbeit mitzuhelfen. Oder umgekehrt, wenn jemand ein gutes Stellenangebot ausschlägt, um die Gemeindegemeinschaft vor Ort weiter zu unterstützen. Auch das ist Mobilität.

Ich möchte mit diesen Gedanken niemandem ein schlechtes Gewissen machen oder ihn unter Druck setzen, sondern ich möchte selbst von Aquila und Priszilla lernen, denn ihre Haltung ist vorbildlich. Wo immer sie waren, sie standen Gott zur Verfügung und er gebrauchte sie, um viele Menschen zu segnen. Es ist sicher nicht das Maß unserer Begabung, sondern die Tiefe unserer Hingabe an unseren Herrn, die uns zu brauchbaren und wertvollen Mitarbeitern werden lässt.

Peter Seewald



Das

Manchmal ist es nötig, uns daran erinnern zu lassen, wie wichtig die anderen neben uns sind und dass auch die unscheinbarsten Dienste im Reich Gottes unentbehrlich bleiben.

Als Senator Joe Wrigth gebeten wurde, am 23. Januar 1996 in Topeka, der Hauptstadt des US-Bundesstaates Kansas, die neue Wahlperiode des Senats zu eröffnen, erwarteten alle Teilnehmer die üblichen Allgemeinsätze, hörten jedoch folgendes Gebet:

„Himmlischer Vater, wir treten heute vor dich und bitten um Vergebung und suchen deine Weisung und Führung. Wir wissen, dass dein Wort sagt: ‚Wehe denen, die Böses gut nennen‘, aber genau das haben wir getan. Wir haben unser geistliches Gleichgewicht verloren und unsere Werte verdreht. Wir bekennen das.“

Gebet des Senators



Wir haben die absolute Wahrheit deines Wortes lächerlich gemacht und das Pluralismus genannt.

Wir haben Perversion gut geheißen und das alternativen Lebensstil genannt.

Wir haben die Armen ausgebeutet und das ihr Los genannt.

Wir haben Faulheit belohnt und das Wohlstand genannt.

Wir haben unsere Ungeborenen getötet und das Selbstbestimmung genannt.

Wir haben Menschen, die Abtreibungen vornahmen, entschuldigt und das Recht genannt.

Wir haben es vernachlässigt, unseren Kindern Disziplin beizubringen und das Selbstachtung genannt.

Wir haben Macht

missbraucht und das Politik genannt.

Wir haben den Besitz unseres Nachbarn beneidet und das Strebbarkeit genannt.

Wir haben den Äther mit Pornographie und weltlichen Dingen verschmutzt und das Pressefreiheit genannt.

Wir haben die Werte unserer Vorfäter belächelt und das Aufklärung genannt.

Erforsche uns, o Herr, und erkenne heute unser Herz, reinige uns von allen Sünden und mach uns frei davon. Führe und segne die Männer und Frauen, die gesandt sind, um uns in das Zentrum deines Willens zu führen, dass wir offen danach fragen im Namen deines Sohnes, des lebendigen Erlösers, Jesus Christus!

Die Antwort kam sofort. Einige der Abgeordneten verließen schon während des Gebetes provokativ den Saal. In den folgenden sechs Wochen gingen mehr als 5000 Telefonanrufe in der Kirche ein, in der Senator Joe Wright auch Pastor ist. Nur 47 Anrufer reagierten negativ. Weiter erhielt die Kirche Bitten um Kopien des Gebets aus vielen Ländern, z. B. aus Indien, Afrika und Korea. In einem Radiokommentar strahlte Paul Harvey das Gebet in der Sendung „The Rest of the Story“ aus und bekam daraufhin mehr Zuschriften, als er je zuvor zu irgendeiner Sendung bekommen hatte.

:P

... das schaffen wir

Das kennen wir gut! Da engagieren wir uns für eine Sache in der Gemeinde. Wir arbeiten (neu) in einer Gruppe mit. Oder wir setzen uns für Menschen ein, die umfassende Hilfe brauchen. Die Aufgabe ist herausfordernd, und sie kann gelingen. Aber dann kommt es „knüppeldick“ an Problemen! Hindernisse über Hindernisse. Sehr schnell kommt uns der Spruch in den Sinn „Dann soll es wohl nicht sein!“ Aber ist das immer Gottes Wille, dass wir aufgeben? Oder gibt es Probleme, damit wir sie bewältigen? Probleme gab es schon immer. Auch für das Volk Israel, nachdem es erfolgreich den Jordan überquert hatte und das verheißene Land vor ihnen lag. Endlich sollte die Zeit in der Wüste aufhören! Endlich wieder richtig leben! Gerade noch hatte Gott ein großes Wunder getan. Trotz Hochwassers waren sie durch den Jordan marschiert. Weil Gott es wollte. Der Gott, der Wunder wirkt. Und nun waren sie im verheißenen Land. Vergessen waren Pharaos und die Wüste mit ihren Erlebnissen. Aber was war denn das? Vor ihnen lag die Stadt Jericho. Mit hohen Mauern. Uneinnehmbar. Was war jetzt zu tun?

Jericho, die befestigte Stadt

Gott hatte dem Volk Israel das ganze Land gegeben, aber ihnen gehörte konkret nur das Land, das sie einnahmen. „Jeden Ort, auf den eure Fußsohle treten wird – euch habe ich ihn gegeben, wie ich zu Mose geredet habe. Von der Wüste und diesem Libanon an bis zum großen Strom, dem Strom Euphrat, das ganze Land der Hetiter, und bis zum großen Meer gegen Sonnenuntergang, das soll euer Gebiet sein. Es soll niemand vor dir standhalten können, alle Tage deines Lebens. Wie ich mit Mose gewesen bin, werde ich mit dir sein; ich werde dich nicht aufgeben und dich nicht verlassen“ (Josua 1,3-5).

Jericho war keine sehr große Stadt, aber eine sehr gut befestigte. Hohe Mauern umgaben sie. Das Volk war militärisch schlecht ausgestattet. Wie wollte Gott nun handeln? Würden die Mauern einfach umfallen? Vollautomatisch in der nächsten Nacht? Wohl kaum.

Irgendwie erinnert mich das an unser Christsein heute. Ich bin davon überzeugt, dass Jesus Christus durch seinen Sieg am Kreuz für jeden Christen unvorstellbar viel erkämpft hat. Jeder Christ kann ein ungebremstes, siegreiches Leben führen. Es gehört uns alles, was Jesus Christus uns schenken will, aber wir besitzen in der Praxis nur das, was wir bewusst in Besitz nehmen.

„Und Jericho hatte seine Tore geschlossen und blieb verschlossen vor den Söhnen Israel. Niemand ging heraus, und niemand ging hinein. Da sprach der HERR zu Josua: Siehe, ich habe Jericho, seinen König und seine tüchtigen Krieger in deine Hand gegeben. So zieht nun um die Stadt: alle Kriegersleute, einmal rings um die Stadt herum! So sollst du es sechs Tage lang machen. Und sieben Priester sollen sieben Widderhörner vor der Lade hertragen. Aber am siebten Tag sollt ihr siebenmal um die Stadt herumziehen, und die Priester sollen dabei in die Hörner stoßen. Und es soll geschehen, wenn man das Widderhorn anhaltend bläst und ihr den Schall des Horns hört, dann soll das ganze Volk ein großes Kriegsgeschrei erheben. Die Mauer der Stadt wird dann in sich zusammenstürzen, und das Volk soll hinaufsteigen, jeder gerade vor sich hin.“ (Josua 6,1-5)



Die Mauern von Jericho. Ausgrabungen am Tell Jericho.

So wie man bei einer großartigen Feier mit den besten Speisen auf dem Tisch verhungern kann, so kann unser Leben als Christen sehr schwach und voller Sünde sein, wenn wir nicht zugreifen. Darum kann ich trotz des Sieges von Jesus über die Sünde und den Teufel ein geistlich schwaches Christsein leben und den Kampf gegen die Hindernisse in meinem Leben längst aufgegeben haben.

Jericho soll eingenommen werden

Die Verheißung Gottes war klar und unmissverständlich: Das ganze Land gehört euch! Auch Jericho!

Als Christen erleben wir das immer wieder, dass Probleme und Hindernisse bewältigt werden müssen. Aber es gibt keine Situation, wo Gott uns nicht den Sieg schenken will!

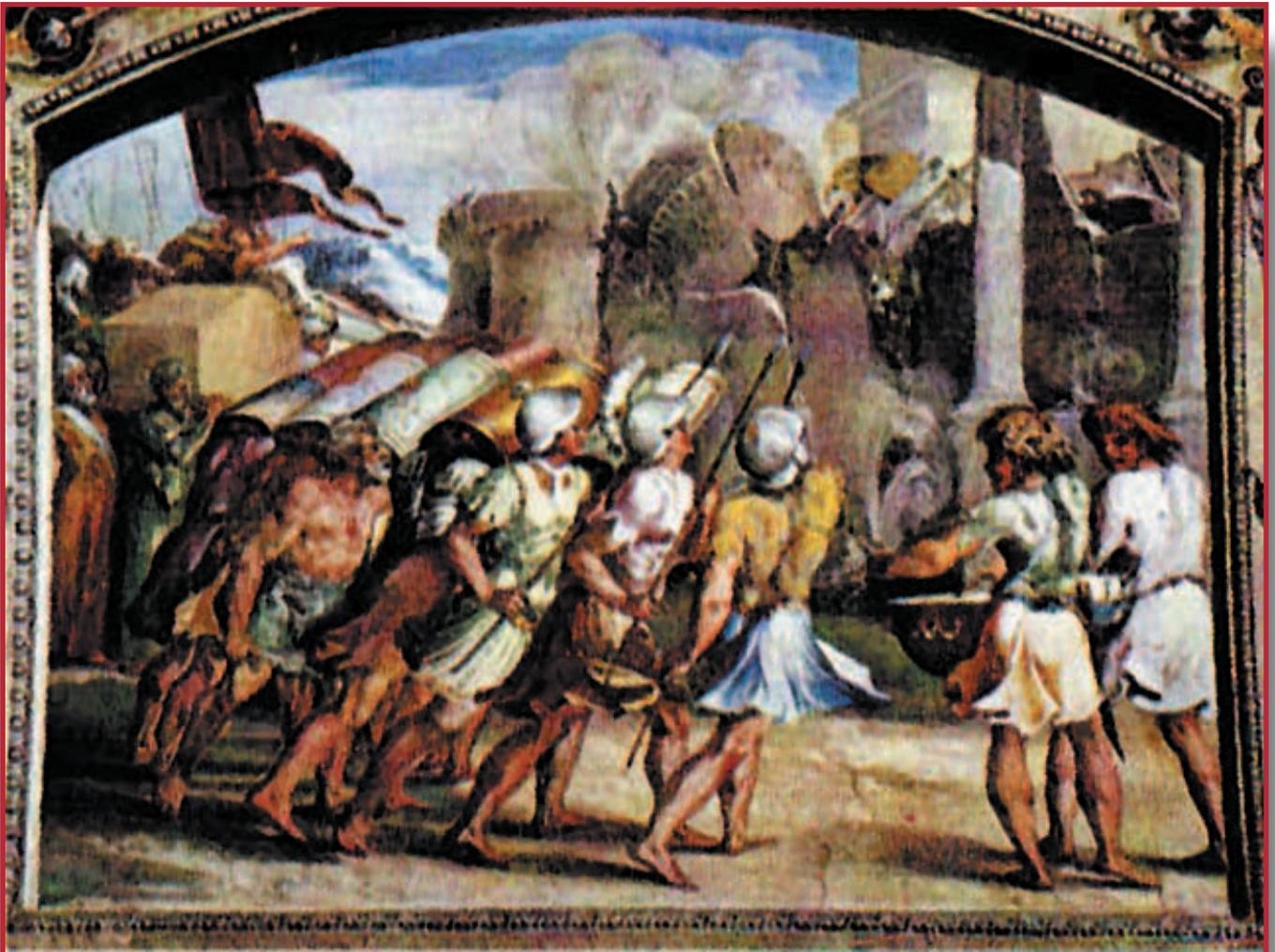
Interessant ist, dass es nun beim Volk Israel keine planlose Hektik gab. Keine Krisensitzungen, keine militärischen Manöver, kein Kampftraining und auch kein Jammern und Meckern über die konkrete Situation.

Stattdessen redete Gott zu Josua und dem Volk. Gott wollte handeln, und darauf bereitete der das Volk vor.

Menschliche Lösungen?

Jericho hatte „dicht gemacht“. Aber musste denn Jericho überhaupt eingenommen werden? Das Land war doch groß genug! Wa-

nie! Wie Probleme trotzdem bewältigt werden...



rum nicht einfach diese Stadt umgehen, um sie vielleicht später einmal zu besiegen?

Doch Jericho sollte jetzt besiegt werden! Gott wollte nicht, dass das Volk in einen gefährlichen Hinterhalt geriet. Unbewältigte Dinge werden immer gefährlich.

Das ist bis heute so geblieben. Unbewältigte Dinge holen uns immer wieder ein: Die seit Jahren nicht bewältigte Sünde, die unerledigte Aufgabe, die Gott mir gab. Die notwendige Veränderung meines Lebensstils und meines Charakters. Die aufgeschobene Taufe oder die Versöhnung mit einem Menschen ...

Eine außergewöhnliche Methode

Gott hat offensichtlich verschiedene Wege zum Ziel. Mal erwartet er, dass wir alle unsere Kräfte ein-

setzen. Ein anderes Mal wirkt er vorrangig alleine und wir sehen staunend zu. Es ist wichtig, dass wir begreifen, wie Gott in unterschiedlichen Situationen wirken will. Er bestimmt den Weg und die Methode ...

Die Methode, wie Gott Jericho besiegen wollte, fordert einen großen Glauben. Denn diese Methode ist, menschlich gesehen, etwas lächerlich. Sieben Tage lang sollten diese Umzüge stattfinden! In den Augen der Bewohner von Jericho waren das doch komische Maßnahmen, und das Leben in Jericho änderte sich dadurch kaum. Auch nicht durch den unüberhörbaren Klang der Hörner.

Und für die Israeliten? War es nicht demütigend, immer wieder neu mit ihren wenigen Gerüsteten um Jericho heranzuziehen? Was

Die Eroberung Jerichos.
Gemälde von Raffaello di Sanzio, 1483-1520.

machte das denn für einen Sinn? Der Blick zu den hohen Mauern war doch eher demotivierend und verstärkte den Gedanken „Wie soll diese Stadt nur eingenommen werden?“

Josua war informiert. Gott hatte ihm gesagt, wie und wann die Mauern in sich zusammenstürzen würden. Mit jeder Stunde stieg die Spannung. Was bei Jericho stattfand war ein geistlicher Kampf, ein Kampf des Glaubens.

Ob es im Volk Israel auch Kritiker gegeben hat? Leute, die es Gott nicht zutrauten, dass am siebten Tag das Problem durch Gott gelöst würde?

Fällt uns „glauben“ nicht oft genug schwer? Dann, wenn konkrete Situationen mit kaum lösbaren Problemen eintreten? Wenn Geschwister sich vom Glauben ab-

wenden? Wenn wir uns um Menschen kümmern, die noch keine Beziehung zu Jesus Christus haben? Beten wir dann in der festen Gewissheit, dass Gott konkret eingreifen und siegen wird?

Glaubensproben

Für das Volk Israel blieb Jericho sieben Tage ein unverändertes Problem. Sie mussten warten, bis Gott am siebten Tag die Mauern von Jericho zusammenfallen ließ.

„Aufgrund des Glaubens stürzten die Mauern Jerichos ein, nachdem die Israeliten sieben Tage um die Stadt gezogen waren“ (Hebräer 11,30). „Aufgrund des Glaubens“! Der Glaube der Israeliten war entscheidend! Gott zwingt uns offensichtlich keine Wunder auf, sondern er handelt oft in dem Maße, ob und wie wir glauben!

Das lässt mich schon erschrecken! Passiert deshalb so wenig, weil ich, weil wir als Gemeinden Gott nicht mehr das zutrauen, was er in seinem Wort verheißt? Dass er uns in geistlichen Herausforderungen den Mut und die Kraft gibt, die wir brauchen? Dass er uns gerade dann hilft, wenn wir aus unserer Kraft keine Möglichkeiten mehr sehen?

Alles durch den Glauben ...

Wir haben alles durch den Glauben! Nicht weil wir uns vor Jahren mal bekehrt haben. Nicht durch unser Bibelwissen. Nicht durch die Zugehörigkeit zu einer bibelorientierten Gemeinde. Und auch nicht durch Schulungen, Freizeiten, Konferenzen und Seminare.

Der Glaube ist die „Methode“, der Weg und der Sieg von Jericho lag im kompromisslosen Vertrauen auf Gott.

Ob wir heute mehr diesen Glauben in unseren Gemeinden brauchen? Und sind eine gute finanzielle Versorgung unserer Gemeinden und Werke, eine ausgeklügelte Strategie und organisatorisches Talent nicht nachrangig? Oder lösen sich gerade diese Fragen erst in dem Maße, wie wir Gott wieder neu glauben? So wie vor Jericho?

Dieter Ziegeler



Im Verhalten eines kleinen Kindes gegenüber seiner Mutter können wir wohl am besten erkennen, was Trost bedeutet. Das Kind hat sich beim Fallen wehgetan, vielleicht das Knie etwas abgeschürft. Es läuft so schnell wie möglich in die ausgebreiteten Arme der Mutter und bringt den ganzen Schmerz zu ihr hin. Die Mutter hat volles Verständnis für den Kummer und versorgt die kleine Wunde; ganz schnell versiegen die Tränen des Kindes und es läuft getröstet davon. Trost erleben und Trost geben sind nahe beisammen. Aber oft bleiben uns die Worte im Munde stecken! Wer kennt diesen Zustand nicht.

Ob alt, ob jung - in jedem Alter kommen wir in Situationen, in denen wir Trost und Hilfe brauchen. Falsche Entscheidungen bedrücken, Angst vor negativen Konsequenzen raubt einem den Schlaf. Leid, Trauer und Krankheiten sind um uns herum und wir selbst sind davon betroffen. Wir erschrecken und stehen oft hilflos der Not, dem tiefgreifenden Leid, den unheilbaren und schmerzhaften Krankheiten oder auch tragischen Unfällen gegenüber. Viele Menschen brauchen Trost, wie immer das Leid aussieht, wie immer es sich zeigt.

Die Not hat viele Gesichter.

Das Angebot, auf welche Weise den Menschen zu allen Zeiten Trost empfohlen wurde und wird, ist vielfältig. Da bieten sich Ablenkung, Vergessen und Verdrängen, die Flucht in die Zerstreuung, manchmal auch in eine Sucht an, mit der großen Gefahr, anschließend noch tiefer in die Trostlosigkeit zu fallen. Aber wo ist Hilfe, wo Trost?

Trost ist Hinwendung zum Menschen. Es kann ganz praktische Hilfe sein, das aufmerksame Hinhören, eine Ermutigung, ein Zuspruch. Wenn ein mir Nahestehender Kummer hat, wenn ihn Leid oder Krankheit, Verlassenheit, bittere Enttäuschung, vielleicht

Arbeitslosigkeit oder eine andere Not getroffen hat, kann meine Begleitung sehr wichtig sein. Unser Nächster soll erfahren, dass er nicht allein ist mit seinem Problem. Das Helfen, unser Teilnehmen, Entlasten, das Mitleiden oder auch einfach das stille Nahesein kann trösten, aufrichten und das Leiden erleichtern. Wir haben viele Möglichkeiten, und wir befinden uns im Zentrum des Willens Gottes, wenn wir dem Notleidenden auf diese Weise nahe sind. Das stille, und wenn möglich, das formulierte Gebet, die Fürbitte, wirkt wie eine Salbe auf die Wunde. Wir dürfen das ganze Leid und den Schmerz vor dem Herrn aussprechen. Von ihm kommt der wirksamste Trost. Das Vertrösten auf „bessere Tage“ mit dem Appell auf das Starksein und „es wird schon wieder“ wirkt leer und bewirkt nichts.

Wenn uns der Nächste so schmerzgeplagt und vom Kummer gezeichnet vor Augen steht, empfinden wir oft unsere Hilflosigkeit. Unsere Worte können manchmal nur wenig ausrichten. Und wir wissen: Wirkliche Hilfe kommt von Gott allein, er hat echten Trost für uns und die Menschen um uns. Allein schon die Gewissheit, von Gott angenommen und geliebt zu sein, mindert das Leid, die Trostlosigkeit und lässt aufatmen. Er leidet mit uns, er versteht uns. Aber er ist auch der Gott alles Trostes. So lesen wir es in 2. Korinther 1,3-4: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Erbarmungen und Gott alles Trostes, der uns tröstet in all unserer Drangsal, auf dass wir die trösten können, die in allerlei Drangsal sind, durch den Trost, mit welchem wir selbst von Gott getröstet werden!“

Die unmittelbar tröstende Hilfe Gottes ist das göttliche Wort, so lesen wir es an vielen Stellen. Und der Apostel Paulus hat es vielfach selbst erfahren. Er erlebte viel Not, Gefangenschaft, Hunger und Angst, auch viel Verzagtheit. Wenn er vom Trösten schreibt, geschieht es nicht aus der Theorie. In Zeiten der Anfechtungen und Prüfungen hat er durch Wort und Hilfe die Tröstungen Gottes oft spürbar erlebt. Der Apostel sieht nachträglich auch den Sinn in den traurigen Erfahrungen, er sieht eine Lernzeit darin, eine Ausbildungszeit! „... damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“

Die Not der Menschen um uns erkennen und sie trösten, dazu sollen wir fähig werden! Und das ist es, was wir in unserer Zeit brauchen. Viele Mitmenschen, junge und ältere, leben trostlos dahin. Wir brauchen nicht lange

und Trösten

zu suchen, um traurige Menschen zu entdecken. Mit Aufmerksamkeit sehe ich bei meinem Unterwegssein in die Gesichter der Menschen und suche zu entdecken, wie ihre Gemütsverfassung ist. Das ist eine interessante Studie. Und ich treffe sehr selten Menschen mit einem Frieden und Freude ausstrahlenden Gesichtsausdruck. Die erschreckende Lage von Männern und Frauen, die ohne Gott leben, trifft mich immer wieder sehr. Wie viel innere und auch äußere Einsamkeit, wie viel Last, wie viel Schuld, wie viel Leid, Verletzungen, Ablehnung und noch mehr tragen wir Zeitgenossen mit uns herum. Es gibt Trost, es gibt Hilfe, es gibt Vergebung, Versöhnung, Frieden! Umfassende Hilfe kommt von Gott. Er schenkt nicht ein bisschen Beruhigen und Beschwichtigen; er nimmt uns die Last der Schuld, des Versagens, der Verzweiflung ab, das ist Befreiung, Entlastung und gibt Geborgenheit.

„Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt!“ So lässt Gott es seinem Volk durch den Propheten Jeremia (Kap. 31,3) sagen. Auch für unsere Tage ist er der Gott alles Trostes!

Der Prophet kommt zu Hiskia, als er todkrank war. Hiskia erschrickt über die Botschaft, dass er sterben werde. Er betet und weint. Und Gott erhört ihn und fügt ihm noch fünfzehn Jahre Leben in Gesundheit hinzu. Hiskia lässt in seine Seele blicken, indem er schreibt: „Siehe, um Trost war mir sehr bang. Aber du hast dich meiner Seele herzlich angenommen. Zum Heile ward mir bitteres Leid!“ So erlebt es Hiskia (Jesaja 38,17).

Wenn uns Leid oder Krankheit trifft, sind wir geneigt, nach der Ursache zu suchen. Die Warum-Frage steht im Raum. Ist unvergebene Schuld in meinem Leben? Ist eine Wand zwischen Gott und

mir? Wir quälen uns mit dem Gedanken herum, ob uns Gott straft oder vielleicht ungerecht Leid zufügt. So erlebt es auch Hiob. Er versteht Gott nicht mehr, er gerät in eine Lebenskrise. Und auch bei seinen Freunden findet er keine Antwort auf seine Fragen und sein Leid, sondern Anklage und viele, viele Worte, die Hiob noch tiefer in das Elend fallen lassen. Bis sich Hiob an Gott wendet, bis er ins „Heiligtum“ geht, bis ihm die Größe Gottes bewusst wird und er Gott selbst reden hört. Jetzt erkennt er Gott in seiner Allmacht, in seiner Souveränität und auch in seiner Barmherzigkeit. Hiob sieht ein, dass es ungerecht war, an Gott und an seiner Größe und Weisheit zu zweifeln. Jetzt begreift Hiob, wer Gott ist, und ordnet sich ihm unter. Hiob weiß, dass er nicht auf „Augenhöhe“ mit Gott stehen kann. Und Gott hilft dem leidgeprüften Hiob zum Glauben und Vertrauen. Gott tut noch ein Zusätzliches: er heilt ihn, er bringt ihn zurecht, die Beziehung kommt in Ordnung - und Hiob wird wieder beschenkt mit Kindern und Besitz.

Von Hiob - sowie durch eigene Erfahrungen und durch Berichte - wissen wir, dass unser Herr auch heilen kann. Er kann und tut es auch heute noch! Bei ihm ist alle Kraft und Macht, er hat immer noch die allerbeste Medizin. „Sprich nur ein Wort und mein Knecht wird gesund“, so wusste es der Hauptmann von Kapernaum (Lukas 7,7) und er wurde nicht enttäuscht!

Auch wir verstehen Gottes Handeln oft nicht, wir erkennen ihn nicht in seiner Führung mit uns und mit denen, die zu uns gehören sowie mit den Menschen um uns. Wir stehen vor der Frage: „Wie kann Gott das zulassen?“ Doch wie Hiob dürfen auch wir unserem Herrn alle unsere unbeantworteten Fragen und Unsicherheiten bringen. Wir sind in seiner Hand, wir sind bei ihm geboren, wir haben die Einladung: „Kommt her zu mir, alle, ihr Belasteten ...“ (Matthäus 11,28), „Befiehl dem Herrn deinen Weg und hoffe auf ihn ...“ (Psalm 37,5), „Ich werde dich nicht verlassen noch versäumen“ (Hebräer 13,5).

In den Psalmen finden wir viel Ermutigung und Trost. Besonders der König David schreibt über seine Erfahrungen in Angst und Not, Verfolgung und Trauer - und er erlebt auch, wie Gott ihm zuspricht, ihm hilft und ihn rettet. Es empfiehlt sich, die Psalmen öfter durchzulesen! David drückt seine Not in einem Bild aus: „Wie der Hirsch lechzt nach Wasserbächen, so schreit meine Seele, Gott, zu dir“ (Psalm 42). Und wir hören (lesen) die Antwort: „Harre auf Gott - hoffe auf Gott!“ So ermutigt sich David selbst. Hoffnung ist eine Herzeshaltung, die von Erwartung begleitet wird. Am Schluss des Psalms bekennt David: „Ich werde ihn noch preisen, das Heil meines Angesichts ist mein Gott!“

In innerer und äußerer Not steht Gott zu seinem Versprechen. Er ist da!

Er will uns Trost und Ruhe geben. An jedem Tag darf ich die Liebe Gottes neu erkennen, ihm alle eigene und fremde Angst und Last bringen. Mit ihm darf ich ja in einer echten Beziehung stehen. Wie gut, dass wir beten können. Das empfinde ich täglich! Wie gut ist es, dass unser Herr den Zugang zum Vater freigemacht hat: Wir dürfen zu ihm kommen!

Unter der endgültigen Herrschaft Gottes und unseres Herrn Jesus Christus wird es bleibenden Frieden und Harmonie geben. Im neuen Jerusalem ... „wird Gott selbst bei den Menschen wohnen, und wird alle Tränen aus ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein, und keine Trauer, kein Klagegeschrei und kein Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen“ (Offenbarung 21,4)! Das ist Trost und Hoffnung über unsere Zeit hinaus, Hoffnung für die ewige Herrlichkeit, für ein Leben in der Gegenwart unseres Herrn. Dann sind auch die Ursachen von Leid und Krankheit, von Schmerz und Not behoben. Es ist gut, unsere Blicke immer wieder auf dieses wunderbare Ziel zu richten; und es ist gut, ihm heute und an jedem Tag zu vertrauen! Er steht zu seinem Wort, seine Zusagen gelten immer!

Str. Anni Schmidt

In innerer und äußerer Not steht Gott zu seinem Versprechen. Er ist da!

Liebesbotschaft aus dem

Ich bin enttäuscht. Total enttäuscht. Enttäuscht von einem Menschen, der mir sehr viel bedeutet. Ich fühle mich in die Ecke gedrängt, im Regen stehen gelassen. In meinem Inneren ist alles durcheinander. Ein gewaltiger Aufruhr, mein Herz klopft wie wild, meine Emotionen spielen verrückt. Warum und wieso muss ich das heute erleben?

Es ist Sonntagabend 20 Uhr. Ich möchte nichts mehr sehen, nichts mehr hören und begeben mich in Richtung Schlafzimmer. Schluchzend werfe ich mich aufs Bett. Das lass ich nicht mit mir machen! So kann man einfach nicht mit mir umgehen. Selbstmitleid – mein größter Feind – hält mich mit eisernen Fesseln gebunden. Große Bitterkeit breitet sich in mir aus. Von Menschen bitterlich enttäuscht zu werden, die uns sehr nahe stehen und die wir am meisten lieben, ist eine schmerzhaft Erfahrung.

Dr. John White schreibt: „Keine Kämpfe sind so heftig wie die unter Christen und keine Streitigkeiten so erbittert wie Familienstreitigkeiten.“ Es vergeht einige Zeit, bis ich ruhiger werde, doch an Schlaf ist über-

haupt nicht zu denken. Da sind so viele Gedanken, ja, ich bin sehr enttäuscht, aber auch enttäuscht über mich selbst, meine Reaktion. Warum muss ich mich so verletzt fühlen? Schon oft dachte ich, das könnte nicht mehr bei mir vorkommen. Ich wehre mich eigentlich dagegen, verletzt zu sein. Denke immer wieder daran, wie der Herr am Kreuz noch für seine Feinde beten konnte. Ich wünsche mir so sehr die Gesinnung meines Herrn, doch es ist ein langer Weg, der Weg vom Kopf zum Herzen. Meine Wut und Enttäuschung möchte ich hinausschreien, doch da fällt mein Blick auf das Andachtsbuch auf meinem Nachtschrank. Es ist zwar Abend, doch ich lese die Andacht für den heutigen Tag aus dem Buch. „Manna am Morgen“. Der Text ist aus Offenbarung 4,3: „*Ein Regenbogen war rings um den Thron, anzusehen wie ein Smaragd.*“

In der Auslegung steht unter anderem: „Ist es Nacht um dich? Weht dir der Wind entgegen? Fühlst du dich müde und angegriffen? Blick auf ihn! Sieh den Bogen am Himmel stehen. Sieh ihn über den Wolken,

die dir so schwer und bedrohlich erscheinen. Sieh auf den Himmelsbogen, der dir sagt: Gott bleibt treu, auch wenn wir untreu werden.“

Die Menschen haben dich enttäuscht. Du hattest dich auf sie verlassen, aber sie hielten nicht Wort. Gott aber enttäuscht nie. Der Bogen in den Wolken bürgt für seine Treue. Damit ein Regenbogen erscheinen kann, ist Regen und Sonne nötig. Was er versprochen hat, hält er auch. Um seinen Thron ist ein Regenbogen.“

Durch diese Andacht spricht Gott ganz gewaltig zu mir. In mir wird es schon bedeutend ruhiger. Ich bin angenehm überrascht, wie sehr Gott durch diese wenigen Worte in meine Situation hineinspricht. Es wird mir deutlich, dass er sich um mich kümmert, dass er mich versteht, besser als irgendein Mensch. Ich brauche ihm nichts mehr vorjammern, mich ihm nicht mehr großartig zu erklären, ich brauche mich auch nicht zu rechtfertigen.

Plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Ja, er versteht mich ja wirklich. Ihm ist Wortbrüchig-

All – der Regenbogen

keit nicht unbekannt. In meiner Verzweiflung wird mir klar, dass Gott alles über die herzerreißende Qual der Enttäuschung weiß. In den ersten Seiten der Bibel lesen wir schon, dass Gott so enttäuscht war von den Menschen, dass es ihn bis in sein Herz hinein bekümmerte und reute, dass er den Menschen erschaffen hatte (1. Mose 6,5–6). Und auch von unserem Herrn Jesus wissen wir, wie er am eigenen Leib den Schmerz der Enttäuschungen erlebte. Er vergoss Tränen über Jerusalem, er erlebte die Undankbarkeit der neun Aussätzigen, die er geheilt hatte, seine eigenen Brüder glaubten nicht an ihn und verlachten ihn, seine besten Freunde schiefen ein, als er sie am meisten brauchte, und einer seiner Jünger verriet ihn mit einem Kuss. Es war nicht nur damals so und es waren nicht nur die anderen. Nein, auch ich bin es, die ihn schon unzählige Male enttäuschte. Wie oft schon habe ich ihn in die Ecke gedrängt, „im Regen stehen gelassen“. Mir fallen spontan viele Situationen – oft sind das die Stunden am Jahreswechsel – ein, wo ich

„Ein Regenbogen war rings um den Thron, anzusehen wie ein Smaragd.“

Offenbarung 4,3

ihm in Gedanken oder mit Worten Versprechungen machte, die sich manchmal schon sehr bald in Luft auflösten. Wie oft wohl hat mein Herr darauf gewartet, dass ich eine Verabredung mit ihm einhielt? Wie oft hat er morgens darauf gewartet, dass ich mir endlich Zeit für ihn nehme. Er ist immer schon wartend bereit, erinnert sich an meine Vorsätze. Doch wie oft, wie oft schon waren dann doch andere Dinge wichtiger als er. Wie oft bekam der Fernseher, ein Buch, das Telefon, andere Menschen, der Computer den Vorrang und mein Herr hat gewartet, gewartet, gewartet. Er dachte und denkt nicht einmal daran, es mir mit gleicher Münze heimzuzahlen. Nein, er ist immer treu, selbst dann, wenn ich untreu bin. Wer bin denn ich, dass ich es mir leisten kann, dermaßen verletzt zu sein? Diese gewaltig große Liebe und Treue rühren mein Herz an. Sie bewirken eine große Dankbarkeit ihm gegenüber, auch die Bereitschaft zur Vergebung.

Gott ist ein Gott der Überraschungen. Seine Überraschung hat er für mich am nächsten Morgen in

Form eines E-Mails parat. Ein 18-jähriges Mädchen aus Bayern, die nichts von meiner Situation weiß, schickt mir folgende Nachricht: „Start für die neue Woche. Ich möchte dich heute morgen an die Treue Gottes erinnern, sie ist sehr groß. Der Regenbogen rings um den Thron Gottes ist sein Zeichen.“

Ich lese dieses Mail und bin den Tränen nahe. Wo gibt es das noch einmal? Wo ist so ein Gott, der unermüdlich ist in seiner Vielfalt, mich an seine Treue zu erinnern. Weil ich ein leicht vergesslicher Mensch bin, stellt er mir an diesem Morgen noch einmal seine Treue vor. Danke, mein Vater. Wenn ich den Regenbogen in den Wolken sehe, werde ich garantiert immer an dieses Erlebnis denken und ich hoffe, nicht nur dann. Ich hoffe auf die Kraft Gottes, die mir in Zukunft hilft, solchen Gefühlen, Verletzungen keine Nahrung zu geben. Doch ich kann nicht versprechen, dass sich so etwas nicht noch einmal wiederholt. An Gottes Versprechungen, an seiner Treue brauche ich jedoch niemals zweifeln.

Magdalene Ziegeler



„Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, du König der Welt, der du geschaffen hast die Frucht des Weinstocks!“

Mit diesem Lobspruch beginnt im Volk Israel die Passahfeier. Auch Jesus hat dies Wort gesprochen - bei der Einsetzung des Herrenmahls in Lukas 22,14ff. Aber darum soll es uns jetzt nicht gehen. Vielmehr wollen wir unsere Aufmerksamkeit einige Zeit dem zuwenden, was der ‚König der Welt‘ geschaffen hat: die Frucht des Weinstocks.

Wein in der Kulturwelt der Alten

Ohne jeden Zweifel gehört der Weinstock zu den ältesten Kulturpflanzen überhaupt. Noah pflanzte nach der Flut einen Weinberg. Tatsächlich ist der Weinanbau seit frühester Zeit für Ägypten, für das Zweistromland und für das „Land der Philister“ (Richter 15,5) wohlbezeugt.

Homer erwähnt ihn in seiner Odyssee: Dort gibt sich der griechische Held, nach langer Irrfahrt seinem trauernden Vater Laertes, der ihn bereits tot glaubte, dadurch zu erkennen, dass er ihn an ein Versprechen aus den Tagen seiner Jugendzeit erinnerte: „Fünzig Reben versprachst du mir zu schenken ...“

In den kälteren Klimazonen Europas - Schweiz, Deutschland, Frankreich - haben insbesondere die alten Römer das Verdienst,

diese Kulturpflanze überall bekannt zu machen: „Pflanz kein anderes Gewächs, Varus, als nur heiligen Rebstock erst auf dem milden Geländ' Tiburs.“ (Horaz). Noch heute entdeckt das sachkundige Auge in der Rhön gewisse aus der Römerzeit stammende Stützkonstruktionen für den Weinbau.

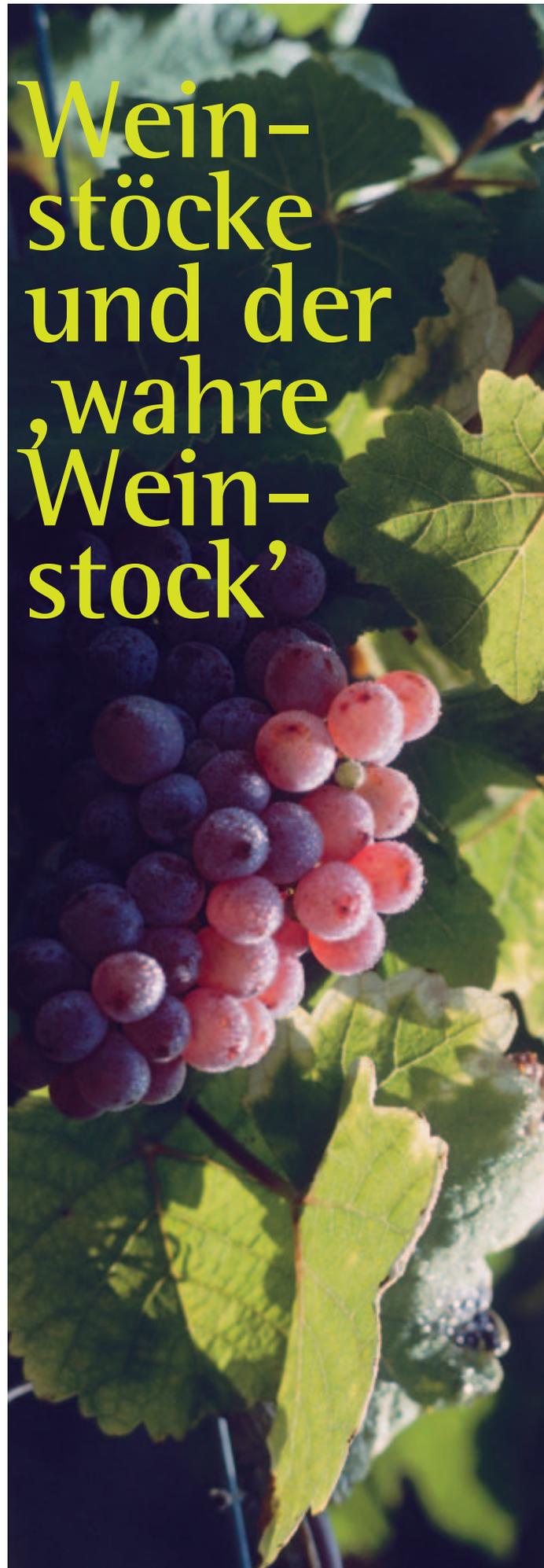
Die Weinpflanze in der Bibel

In der Bibel wird öfter mit größter Wertschätzung und mit lieblichen Bildern des Weinstocks gedacht. So lobt der Dichter in Psalm 104,14f. Gott mit den Worten: „Du, der du Brot hervorbringst aus der Erde und Wein, der das Menschenherz erfreut.“

Geradezu überschwänglich geht das Hohelied Salomos auf die Weinpflanze ein: „Komm, mein Geliebter, lass uns aufs Feld hinausgehen!... Wir wollen uns früh aufmachen zu den Weinbergen, wollen sehen ob der Weinstock treibt, die Weinblüte, aufgegangen ist“ (Hohelied 7,12f.).

Für jedes ästhetisch begabte Gemüt ist es ein Erlebnis besonderer Art, das zarte frische Grün des treibenden Weinstockes zu sehen und den reseda-artigen Duft der Weinblüte wahrzunehmen.

Wein- stöcke und der ,wahre Wein- stock‘





Wein als Segensgabe des verheißenen Landes

Die Kundschafter, die Mose ausgesandt hatte, gelangten nach 4. Mose 13,23 in das Tal Eschol (hebr. Traube oder auch Traubenort) und „*schnitten dort eine Weinranke mit nur einer Traube ab und trugen sie zu zweit an einer Stange*“.

Etliche Leser werden sich sehr wahrscheinlich an die Bilder zur biblischen Geschichte eines Julius Schnorr von Carolsfeld erinnern. Da sieht man, wie zwei Männer eine gewaltige Traube an einer Stange tragen. Das ist ein durchaus der Situation und der sachlich-historischen Wahrheit entsprechendes Bild: Eine gewaltige Prachttraube muss so, wie hier in der Bibel beschrieben, transportiert werden. Die Traube muss frei hängen, weil sonst die Beeren verletzt würden und die gesamte Traube alsbald durch Hitze und Fäulnis verderben müsste.

Der Gärtner und Weinzüchter Robert Betten, der eine herrschaftliche Tafel zu versorgen hatte, brachte gewaltige Trauben der Sorte ‚Barbarossa‘ auf genau die gleiche Weise vor die tafelnden Gäste.

Für Freunde naturkundlicher Einzelheiten noch dieser Hinweis: 1874 hatte ein Züchter auf einer

links: Die Kundschafter. Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld, 1860.
rechts: Logo des Ministeriums für Tourismus des Landes Israel.

internationalen Ausstellung eine Rekordtraube vom „Blauen Trollinger“ mit einem Gewicht von 10,5 kg dem staunenden Publikum vorgestellt.

Die ampelographische Forschung kennt übrigens eine Sorte namens ‚Terra promise‘ („verheißenes Land“, hebr. „nähäl eschol“) die sehr lange Trauben mit Tausenden von Beeren bilden. Geschmacklich ist diese Sorte allerdings von der neueren Züchtung übertroffen.

Mose erwähnt in seiner an das Volk gerichteten Ermahnung zur Dankbarkeit den Wein als Segensgabe JHWH'S: „*Denn der Herr, dein Gott bringt dich in ein gutes Land, in ein Land von Wasserbächen, Quellen und Gewässern; in ein Land des Weizens und der Gerste, der Weinstöcke und Feigenbäume ...*“

Ja, Gott meint es gut mit seinem Volk und mit allen Menschen.

Der Weinstock als Bild des Gottesvolkes

In der Bibel wird der Rebstock öfter erwähnt, als ein Bild des Gottesvolkes Israel: So etwa in Psalm 80,9: „*Einen Weinstock zogst du aus Ägypten. Du vertriebst Nationen und pflanztest ihn ein.*“

Der langen Friedenszeit, die dem Volk Israel unter dem König Salomo gewährt war, wird in 1. Könige 5,5 gedacht mit den Worten: „Und Juda und Israel wohnten in Sicherheit, jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, von Dan bis Beerscheba alle Tage Salomos.“

Mit Recht sehen viele Ausleger darin ein prophetisch-typologisches Bild des Tausendjährigen messianischen Königreiches.

Angesichts dieses geradezu überschwänglichen Lobes des Rebstockes muss es nun aber doch auch erwähnt werden, dass die Propheten, von Gottes Geist bewegt, bald auch Töne des Kla-

gärtnern in Matthäus 21,33ff. angelehnt: „Hört ein anderes Gleichnis: Es war ein Hausherr, der einen Weinberg pflanzte ...“

Dies Gleichnis erhebt sich übrigens zu einem Gerichtswort von eminent wichtiger heilsgeschichtlicher Bedeutung: „Deswegen sage ich euch, das Reich Gottes wird von euch weggenommen und einer Nation gegeben werden, die seine Früchte bringen wird ...“

Auch der Prophet Jeremia beklagt die Entartung des Rebstockes Israel: „Ich hatte dich gepflanzt als Edelrebe, lauter echtes Gewächs. Aber wie hast du dich mir verwandelt in entartete Reben eines fremdartigen Weinstocks“ (2,21).



gens anstimmen: So etwa in dem Weinbergsglied Jesaja 5,1-7: „Einen Weinberg hatte mein Freund auf einen fetten Hügel (d.h. fruchtbaren) ... und bepflanzte ihn mit Edelreben ... Dann erwartete er, dass er Frucht brächte. Doch er brachte nur Herlinge (d.h. kleine, saure und ungenießbare Beeren).“

Und dann geht die in jeder Hinsicht zutreffende Diagnose alsbald zur prophetischen Gerichtsankündigung über: „Nun, so will ich euch denn mitteilen, was ich mit meinem Weinberge tun werde: ... zur Wüstenei will ich ihn machen ... seine Mauer will ich niederreißen ... dass er zertreten werde ... Denn der Weinberg des Herrn ist das Haus Israel ...“

Jesus hat später an eben dieses Weinbergsglied Jesajas sein Gleichnis von den ungerechten Wein-

Jesus – der wahre Weinstock

In den Abschiedsreden des Johannesevangeliums begegnet uns in Kapitel 15,1 ein ebenso rätselhaftes wie wichtiges Jesuswort: „Ich bin der wahre Weinstock ...!“

Der wahre Weinstock? Was ist gemeint mit dieser Formulierung? Offenbar vergleicht sich Jesus mit etwas, das ebenfalls Weinstock ist oder zu sein beansprucht. Im deutlichem Gegensatz dazu sagt er: „Ich bin der wahre Weinstock.“

Ohne Bild gesprochen heißt das: Er, der Sohn Gottes, der Messias Israels, ist das Identitätszentrum des neutestamentlichen Gottesvolkes. Auch an ihm, dem „wahren Weinstock“ gibt es Reben, deren Aufgabe einzig und allein darin besteht „viel Frucht zu bringen.“

Hier klingt Seelsorgerliches auf:

Fruchtbarkeit oder Fruchtlosigkeit unseres Christenlebens sind einzig und allein abhängig von einem ungehemmten Säftestrom. Deshalb sagt Jesus: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht.“

Manfred Schaller 

Gewagt – gewonnen!

Ein Lebensbild von Hudson Taylor

Es gibt Menschen, die für die Vision ihres Lebens alles wagen. Uns erscheinen sie manchmal als Abenteurer. Aber schon ein bekanntes Sprichwort sagt: „Wer nichts wagt, der nichts gewinnt.“ Die großen Erfindungen der Menschheit und die Entdeckung ferner Kontinente wären ohne den Mut zum Wagnis, den jene Forscher und Pioniere hatten, nie möglich gewesen.

Ähnlich ist es in der Geschichte der Mission. Viele missionarische Arbeiten und geistliche Bewegungen, die Gott sehr gesegnet hat, haben mit einem Wagnis begonnen. Da waren einzelne hingeebene Christen, die Gottes Ruf in ihrem Leben verspürten. Im Vertrauen auf Gott hatten sie Mut zum Risiko, nahmen Wagnisse auf sich und erlebten Gottes großartiges Handeln. Einer dieser Pioniere war Hudson Taylor.

Kindheit und Jugendzeit in England

Hudson Taylor wurde am 21.05.1832 in Barnsley (England) geboren. Seine Eltern waren gläubige Christen, deren Wunsch es war, dass ihre Kinder die Bibel liebten und Gott vertrauten. Die Eltern hatten ein großes Anliegen für China. Einige Monate vor der Geburt ihres Sohnes hatten sie gebetet: „Lieber Gott, wenn du uns einen Sohn schenken willst, dann lass ihn für dich in China arbeiten!“

Hudson besuchte nur 2 Jahre eine Schule. Ansonsten wurde er im Hausunterricht seines Vaters unterrichtet und half diesem in der väterlichen Apotheke. Mit 15 Jahren begann er eine Banklehre, die er wegen einer Augenentzündung



jedoch nach 9 Monaten wieder abbrechen musste.

Im Juni 1849, im Alter von 17 Jahren saß Hudson in einem alten Lagerhaus und las ein christliches Traktat. Die Worte Jesu am Kreuz „Es ist vollbracht“ trafen ihn. Er erkannte, dass alle eigenen Anstrengungen, sich selbst zum Christ zu machen, keinen Sinn hatten. Er fiel auf die Knie und nahm Jesus und die Erlösung an.

Nach einer Zeit der Krise, in der ihm das Beten schwerer fiel und die Bibel langweilig erschien, betete er zu Gott: „Bitte gib mir eine Arbeit, die ich für dich tun kann. Ich möchte dir meine Liebe und Dankbarkeit zeigen.“ Gott machte ihm klar, wo er den Rest seines Lebens verbringen sollte: „Es war, als würde ich einen Bund mit dem Allmächtigen schließen. Es schien mir unmöglich, mein Versprechen zurückzunehmen. Etwas schien mir zu sagen: Dein Gebet ist erhört. Und von diesem Augenblick an bin ich immer der festen Überzeugung gewesen, dass ich nach China gehen sollte.“

Taylor begann, sich auf die Anforderungen eines

Lebens in China vorzubereiten. Dazu gehörte vor allem das Studium der chinesischen Sprache. Als ihm 1850 eine Lehrstelle bei dem Arzt Dr. Hardey in Hull angeboten wurde, nahm er diese sofort an, um medizinische Kenntnisse zu erlangen. In seiner freien Zeit verteilte er Traktate, hielt Stubenversammlungen ab, widmete sich der Evangelisation und besuchte arme Familien in den elendsten Gegenden der Stadt. Auf die körperlichen Anforderungen, die ein Leben als Missionar erforderte, bereitete er sich vor, indem er bewusst ein ganz einfaches und sparsames Leben führte.

In der Glaubenschule Gottes

In diesen Jahren in England lernte Taylor, wozu es führt, wenn ein Mensch in enger Gemeinschaft mit Gott lebt und es wagt, unter Verzicht auf menschliche Hilfe allein Gott zu vertrauen. Seine Erlebnisse mit Gott in dieser Zeit wurden die Grundlage seines späteren immer unerschütterlicheren Vertrauens in die Treue Gottes.

Dazu dienten auch Prüfungen, die er erlebte. Zu seinen großen Enttäuschungen gehörte der Zerbruch eines Verhältnisses zu einer jungen Musiklehrerin, die er liebte. Als sie merkte, dass Taylor sich von seinem Wunsch, Missionar zu werden, durch nichts abbringen ließ, machte sie ihm klar, dass sie nicht mitgehen würde. Dieser Verlust machte ihm sehr zu schaffen, bis er schließlich sagen konnte: „Jetzt bin ich glücklich in meines Heilandes Liebe. Ich kann ihm für alles danken, selbst für die schmerzlichsten Erfahrungen der Vergangenheit, und ihm furchtlos für das vertrauen, was noch kommen wird.“

China



Ins Reich der Mitte

Als Taylor 21 Jahre alt war, öffnete sich unerwartet und plötzlich ein Weg nach China. Eine Missionsgesellschaft bat ihn, nach Shanghai zu reisen, sobald ein Schiff gefunden würde. Das bedeutete für Taylor, sofort zu gehen, ohne zuvor seinen akademischen Grad in Medizin und Chirurgie zu erwerben. Dennoch war er dazu bereit, und so betrat er 1854 nach fünfmonatiger gefährlicher Reise erstmals chinesischen Boden.

In China tobte zu dieser Zeit die Taiping-Rebellion (1850-1864). Ausländern war es nur gestattet, in Shanghai und 4 weiteren Vertragshäfen zu wohnen. Nirgendwo im Innern des Landes gab es einen protestantischen Missionar. Das Leben in Shanghai war hart und Taylor begegnete manchen Schwierigkeiten. Und dennoch waren es gerade diese Schwierigkeiten, die für ihn zu lebenslänglichen Segnungen Gottes wurden.

Erste Jahre in China

Obwohl die ersten Jahre von Taylors Aufenthalt in China vor allem dem Sprachstudium gewidmet waren und sich das Land im Kriegszustand befand, unternahm er doch in den ersten 2 Jahren nicht weniger als 10 Evangelisationsreisen den Yangtsee-Fluss hinauf in das Hinterland von

Taylor wusste, dass er, wenn er nach China käme, sich auf niemand als Gott allein verlassen könnte. Deshalb wollte er es schon in England lernen, Menschen allein durch Gott im Gebet zu bewegen. Sein Arbeitgeber Dr. Hardy - ebenfalls ein Christ - trug Taylor auf, ihn daran zu erinnern, wenn sein Gehalt fällig würde. Taylor dagegen beschloss, dies nicht zu tun, sondern allein zu beten, dass Gott Dr. Hardy daran erinnern möchte, um Hudson durch das erhörte Gebet zu ermutigen.

Als eines Tages der Zahltag des vierteljährlich ausgezahlten Gehalts anstand, betete Taylor darüber. Aber es vergingen Tage, ohne dass Dr. Hardy die Gehaltszahlung erwähnte. Schließlich besaß Hudson nur noch ein halbes Kronenstück. Am Sonntag Abend bat ihn ein armer Mann, mit ihm zu gehen und für seine sterbende Frau zu beten. Als Hudson in die Wohnung eintrat und die fünf hungernden Kinder sah, entstand ein starker Kampf in ihm. Aber als er das Letzte, was er hatte, wegabgab, kam eine tiefe Freude in sein Herz. Als er mittellos nach Hause kam, bat er den Herrn, seine „Leihgabe“ nicht zu lange anzunehmen, da er sonst am nächsten Tag kein Mittagessen mehr habe. Am nächsten Morgen erhielt er

einen anonymen Brief, in dem sich eine Münze vom vierfachen Wert dessen befand, was er dem armen Mann gegeben hatte.

Doch auch dieses Geld brauchte sich bald auf, und am Wochenende stand Taylor wieder mittellos da, obwohl die Miete für seine Wirtin anstand. Er betete darum, ob er Dr. Hardy immer noch nicht wegen des ausstehenden Gehalts ansprechen sollte. Aber Gott machte ihm deutlich, zu warten. Am Samstagnachmittag fragte Dr. Hardy während der Arbeit plötzlich, ob Taylors Gehalt nicht fällig sei. Gott hatte das Gebet erhört und Dr. Hardy ohne Mitwirkung Taylors erinnert. Aber der nächste Schlag kam direkt hinterher: Dr. Hardy hatte gerade die letzte Kundenzahlung zur Bank gebracht. Taylor schüttete sein Herz vor Gott aus und beschloss, weiter zu warten, ob Gott nicht auf andere Weise handeln würde.

Es war schon spät abends, und Taylor war zurück in seiner Wohnung. Plötzlich hörte er Schritte im Garten. Dr. Hardy stand vor der Tür und brachte ihm eine Anzahlung auf sein Gehalt. Einer seiner reichsten Patienten war merkwürdigerweise am späten Abend vorbei gekommen, um seine Arztrechnung zu bezahlen.

All dies führte Taylor zu der Erkenntnis: „Wenn wir Gott in kleinen Dingen treu sind, machen wir Erfahrungen und gewinnen Kraft, die uns in den ernstesten Prüfungen unseres Lebens von großer Hilfe sind.“

In London trat Taylor 1852 als Medizinstudent in eines der großen Hospitäler ein. Auch hier schnitt er sich selbst von allen ihm bewussten Quellen finanzieller Unterstützung ab, um Gottes Treue zu erleben. Viele Gebetserhörungen in dieser Zeit stärkten seinen Glauben und bereiteten ihn so auf seinen späteren Dienst in China vor.



Shanghai. Auf seinem Herzen lag eine Last für die mit dem Evangelium unerreichten Millionen Chinas. Diese Reisen waren gefährlich, denn das Klima war sehr anstrengend. Der Bürgerkrieg tobte und die Menschen in den Dörfern, in die er kam, waren keineswegs immer freundlich gesinnt.

Etwa anderthalb Jahre nach seiner Ankunft in China entschloss sich Taylor zu einem Schritt, der sich als sehr bedeutsam für die weitere Evangelisation Chinas erweisen sollte. Er legte seine europäische Kleidung ab und trug fortan chinesische Gewänder. Darüber hinaus lies er sich seinen Vorderkopf scheren und sein Haar zum Zopf wachsen. Taylor wusste, dass ihm dies starke Kritik und gesellschaftliche Ächtung seitens der Europäer einbringen würde. Aber er hatte erkannt, dass sein europäisches Aussehen ein Hindernis für die Evangelisation darstellte. Seine europäische Erscheinung lenkte die Chinesen von der Botschaft des Evangeliums ab, weil ihnen eine solche Kleidung unwürdig und komisch vorkam. So wurde er „den Chinesen ein Chinese“, um sie für Christus zu gewinnen. Er erlebte es, wie sich viele Türen öffneten, die anderweitig verschlossen geblieben wä-



Hudson Taylor, 03.06.1905, am Tage seines Todes im Kreise seiner Mitarbeiter in China

ren, und wie er in einer vorher ungeahnten Weise Zugang zu den Chinesen bekam.

Heirat

1856 zog Taylor nach Ningpo um. Dort lernte er die junge Maria Dyer kennen und lieben, die zusammen mit ihrer Schwester an der Mädchenschule einer Miss Alderley unterrichtete und in ihrer freien Zeit einer in Ningpo lebenden Missionarsfamilie half.

Seine Liebe zur Maria Dyer wurde auf eine harte Probe gestellt, da Miss Alderley alles unternahm, um eine Verbindung zwischen Hudson und Maria zu verhindern. Aber die beiden erlebten die Führung des Herrn und am 20.01.1858 kam es schließlich zur Hochzeit.

Etwa ein halbes Jahr vor der Hochzeit löste Taylor sich von der Missionsgesellschaft, die ihn nach China gesandt hatte, und war von da an ohne jegliche finanzielle Sicherheit. Seit einiger Zeit wusste er, dass die Gesellschaft Schulden hatte und sein Gehalt aus geliehenem Geld bezahlte. Da er dies mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, kündigte er der Missionsgesellschaft und wollte in Zukunft nur noch im Vertrauen darauf leben, dass der Herr ihn versorgte. „Mir schien es, dass Gottes Wort klar lehrt: Seid niemand nichts schuldig. Geld zu borgen war meiner Meinung nach ein Widerspruch zur Schrift, ein Zugeständnis, dass Gott womöglich etwas Gutes von uns ferngehalten hatte, und ein Entschluss, uns selbst zu nehmen, was er vorenthalten hatte.“ Wieder erlebte Taylor, dass Gott ihn nicht im Stich ließ.

Das Werk wächst

Gott schenkte Frucht und segnete die Arbeit. Chinesen kamen zum Glauben an Jesus Christus. Neben der Verkündigung kümmerten die Missionare sich um die Versorgung von Kranken und Hungernden. Die

Bekehrten wuchsen im Glauben und wurden im Wort Gottes weitergeführt.

Als im Jahr 1859 der Vertrag von Tientsin unterzeichnet wurde, war der Weg für Ausländer frei, unter dem Schutz ihrer Pässe auch ins Landesinnere Chinas zu reisen. Taylor und seine Freunde erkannten die Chance, die dies für die Mission eröffnete. Ihre Sehnsucht, das unerreichte Innere Chinas mit dem Evangelium zu erreichen, wuchs. Zunächst jedoch konnten sie selbst hier keine weiteren Schritte unternehmen, weil die Neubekehrten auf ihre geistliche Hilfe angewiesen waren. Außerdem hatte Taylor die Leitung des Krankenhauses in Ningpo übernommen, als dessen bisheriger Leiter Dr. Parker plötzlich nach Schottland zurückreisen musste.

Krankheit und Jahre im Verborgenen

Die Jahre des aufopferungsvollen Dienstes gingen an Taylor nicht spurlos vorbei. Er wurde krank und musste 1860 nach England zurückkehren. Ihm wur-



„Ihr braucht keinen großen Glauben, sondern Glauben an einen großen Gott.“

Hudson Taylor

de bewusst, wie sehr weitere junge, hingeebene Christen nötig waren, die bereit waren, nach China zu gehen, um dort das Evangelium zu verkündigen.

Während der folgenden 5 Jahre in England nahm Taylor sein Medizinstudium wieder auf und arbeitete an der Revision des Ningpo-Testaments. Taylor bemühte sich, den englischen Missionsgesellschaften die Mission im Inneren Chinas vor Augen zu stellen. Doch keine Missionsgesellschaft war bereit, die Verantwortung für ein so großes Unternehmen zu übernehmen. Schließlich machte Gott Taylor klar, dass er selbst für die benötigten Mitarbeiter beten und mit ihnen hinausgehen sollte.

Dies führte ihn zu einem schweren Glaubenskampf. Er hatte keine Zweifel, dass Gott auf sein Gebet hin Mitarbeiter senden und diese auch versorgen würden.

Aber er hatte Angst, was werden würde, wenn diese Mitarbeiter in den ihnen neuen Umständen in China niedergeschlagen sein und ihn dafür verantwortlich machen würden? Schließlich wurde er innerlich bereit, einfach Gott zu gehorchen und Gott selbst die Verantwortung für die Arbeit und alle Folgen zu überlassen.

Als er dies tat, kehrte der Friede Gottes in sein aufgewühltes Herz zurück. Am 25.06.1865 bat er Gott um 24 Mitarbeiter, 2 für jede der 11 Provinzen ohne Missionar, und 2 für die Mongolei. Noch im gleichen Jahr gründete er die „China-Inland-Mission“ (CIM) und eröffnete ein Konto auf den Namen der Mission. Bewerber für die Mission in China meldeten sich und freiwillige, ungebetene Spenden flossen auf das Konto der Mission. Grundlage der Missionsgesellschaft sollte allein der Glaube sein. Die Mitarbeiter

erhielten keine Gehälter, was dazu beitrug, dass sich solche bewarben, die allein im Vertrauen auf Gott und mit den Verheißungen der Bibel nach China ausreisen wollten. Wen Gott für dieses Werk gebrauchen wollte, dem würde er es schon aufs Herz legen. Weil Taylor davon überzeugt war, sollte niemand gebeten werden, der China-Inland-Mission beizutreten oder sie mit Geld zu unterstützen.

Noch 1865 reisten die ersten 8 Missionare nach China aus. 1866 trafen dann die Taylors mit weiteren 16 Mitarbeitern in China ein. Gott hatte die erbetenen 24 Mitarbeiter geschenkt.

Der Fortgang des Werkes

In den Jahrzehnten danach wuchs das Werk kontinuierlich weiter. Taylor betete weiter für neue Mitarbeiter: einmal für 18 (1874), dann für 70 (1882) oder sogar für 100 (1886). Immer mehr wurden es, die nach China ausreisten, um das Evangelium ins Innere des Landes zu tragen.

Es war dabei ein Grundsatz Taylors, nie um Spenden für die Arbeit zu werben. Er war überzeugt, dass Gott sein Werk versorgen wird: „Unser Vater ... ernährte während vierzig Jahren drei Millionen Israeliten in der Wüste. Wir erwarten nicht, dass er drei Millionen Missionare nach China sendet; aber wenn er es täte, verfügte er über genügend Mittel, um sie alle zu ernähren. Wir wollen immer Gott vor Augen haben, uns an seine Wege halten und danach trachten, ihm zu gefallen und ihn in allem zu verherrlichen. Verlasst euch darauf: Gottes Werk, nach Gottes Willen getan, lässt seine Hilfe niemals missen.“ „Lasst uns im Glauben um finanzielle Mittel beten, damit wir mit unserer Arbeit nicht zurückstecken müssen.“ Und niemals brauchte er aus finanziellen Gründen die Arbeit einzuschränken. Oft erlebte er es, dass gerade dann, wenn die Mittel ausgingen, Gott es Menschen aufs Herz legte, das Werk zu unterstützen, die von dem finanziellen Engpass nichts wussten.

Taylor wurde von Prüfungen, Schwierigkeiten und Leid nicht verschont. Dazu gehörten auch Schwierigkeiten mit Mitarbeitern, Verleumdungen, schwere Krankheiten, Rückgang von Spenden für das Werk, der Tod mehrerer eigener Kinder und schließlich 1870 seiner geliebten Frau Maria. Aber in allem erlebte er, dass er Gott vertrauen konnte und dieser sein Werk über alle Widerstände hinweg weiterführte.

Als Hudson Taylor im Jahr 1902 die Leitung der „China-Inland-Mission“ abgab, hatte die Mission etwa 800 Missionare. Taylor überlebte noch seine zweite Frau Jennie, die er 1871 geheiratet hatte. Am 03.06. 1905 ging er dann heim zu dem, auf dessen Verhei-

Bungen er ein Leben lang gebaut hatte.

Auch nach dem Tod Hudson Taylors erlebte die China-Inland-Mission weiter den Segen Gottes. 1935 hatte sie 1.368 Missionare in China. Nach der Machtübernahme der Kommunisten Mitte des 20. Jahrhunderts mussten alle Missionare das Land verlassen. Die chinesische Gemeinde dagegen zählte inzwischen über 700.000 Glieder. Für die China-Inland-Mission öffneten sich neue Möglichkeiten in anderen Ländern Asiens. Der Name der Mission wurde in „Überseeische Missions-Gemeinschaft“ (ÜMG) / „Overseas Missionary Fellowship“ (OMF) umbenannt. Ihre heute etwa 1.000 Mitarbeiter (davon über 70 Deutsche) kommen aus mehr als 20 Ländern und arbeiten unter 70 Völkern und Volksgruppen in Ostasien. Gott hat auf großartige Weise ein Werk bestätigt, das mit Wagnissen eines Einzelnen im Vertrauen auf seinen Gott begann.

Das geistliche Geheimnis von Hudson Taylor

Wenn man das Geheimnis von Hudson Taylors Lebens in wenigen Worten zusammenfassen will, dann vielleicht so: Hudson Taylor hatte ein Verlangen nach christusähnlichem Leben und lebte in der ständigen Gemeinschaft mit seinem Herrn. Diese lebendige Beziehung zu seinem Herrn gab ihm die Kraft, von Gott Außergewöhnliches zu erwarten und ihm völlig zu vertrauen. Er konnte dies, weil er ein Mann war, der seinen Gott kannte. Deshalb hat er vieles gewagt - und alles gewonnen. Taylor sagte es einmal selbst: „Ihr braucht keinen großen Glauben, sondern Glauben an einen großen Gott.“

Arnd Bretschneider



(Die Zitate stammen aus folgenden Quellen:
R. Steer: J. Hudson Taylor, Im Herzen Chinas;
R. Steer: Mit Hudson Taylor unterwegs, Mut zur
Nachfolge; H. u. G. Taylor: Hudson Taylor,
Abenteurer mit Gott)



Mobbing auf der Arbeit

Wie gehe ich mit mobbenden Kollegen um?

Ein Streit zwischen Kollegen, eine Schikane des Vorgesetzten oder die unverschämte Bemerkung eines Mitarbeiters ist noch kein Mobbing. „Mobbing im engeren Sinne steht für Schikanen und Intrigen gegen Personen am Arbeitsplatz, die systematisch, regelmäßig und über einen längeren Zeitraum vorkommen“, schreibt die Internetenzyklopädie wikipedia. Entscheidend ist also, dass der Konflikt systematisch ist und während längerer Zeit andauert.

Im Folgenden soll überwiegend über die arbeitsrechtliche Dimension nachgedacht werden.

Ursachen von Mobbing

Untersuchungen zeigen, dass es im Wesentlichen vier Gründe sind, die für die Entstehung von Mobbing verantwortlich sind. Dabei tritt selten einer der Gründe ganz allein auf.

1. Die Organisation der Arbeit
2. Das Führungsverhalten der Vorgesetzten
3. Die besondere soziale Stellung der Betroffenen
4. Mängel in der Organisation der Arbeit

Häufig entzündet sich der Konflikt an arbeitsorganisatorischen Mängeln.

Das sind z.B.:

- unbesetzte Stellen,
- hoher Zeitdruck,
- starre Hierarchie mit unsinnigen Anweisungen,
- hohe Verantwortung bei geringem Handlungsspielraum,
- geringe Bewertung der Tätigkeit,
- das Führungsverhalten der Vorgesetzten

Die Verursacher sind zu 44% Kollegen, zu 37% Vorgesetzte, zu 10% Kollegen und Vorgesetzte und zu 9% Untergebene.

Wenn Mobbing entsteht, ist der Vorgesetzte gefragt, denn er hat auch eine Fürsorgepflicht für alle seine Mitarbeiter. Ein guter Vorgesetzter wird schnell merken, wenn einzelne Kollegen gemobbt werden, und er wird rechtzeitig eingreifen. Je früher er eingreift, umso besser sind seine Chancen, den Prozess schon im Ansatz zu stoppen. Dies nützt dem Betrieb, denn die durch Mobbing verursachten Kosten sind hoch (z.B. durch Fehlzeiten, Fluktuation, sinkende Leistung des Betroffenen).

Die Phasen eines Mobbing-Prozesses

Ein Konflikt entsteht: Am Anfang steht ein Konflikt. Daraus muss kein Mobbing entstehen. Vielleicht wird er gelöst und die Beteiligten finden eine einvernehmliche Lösung oder es entsteht ein Machtkampf, in dem eine Partei gewinnt. Mobbing kann entstehen, wenn ein Konflikt nicht lösbar ist, sich aber auch niemand um die Bearbeitung des Konflikts kümmert. Im Laufe der Entwicklung tritt die Ursache immer mehr in den Hintergrund. Aus dem sachlichen Konflikt wird eine persönliche Auseinandersetzung.

Der Psychoterror beginnt: Nun wird der Betroffene selbst zur Zielscheibe. Die Beteiligten denken sich

Handlungen aus, um ihm zu schaden. Die Kommunikation wird eingestellt, die Arbeit wird ihm erschwert, Gerüchte werden verbreitet usw. In dieser zweiten Phase passieren erschreckende Veränderungen. Innerhalb kurzer Zeit wird aus einer beliebten und geachteten Kollegin eine Außenseiterin, mit der niemand etwas zu tun haben will. Auch die Betroffenen verändern sich stark: Sie werden mürrisch, unfreundlich, misstrauisch, vielleicht sogar pampig oder aggressiv. Andere leiden eher still und wirken den ganzen Tag bedrückt.

Hier tritt bereits die erste und sehr bedeutsame Störung zwischen ihm und seinem sozialen Umfeld ein. Der Betroffene ist nicht mehr in der Lage Kontakt zu Kollegen aufzunehmen. Um wieder „normal“ zu werden, bräuchte er Sicherheit, soziale Unterstützung und einen Vertrauensvorschuss. Tatsächlich ziehen sich aber auch unbeteiligte Kollegen zurück, weil er sich durch das Mobbing bereits selber verändert hat und „anders“ wirkt. Am Ende der zweiten Mobbing-Phase sind seine Chancen, allein aus dem Prozess wieder herauszukommen, schon sehr stark gesunken. ►



Erste arbeitsrechtliche Maßnahmen beginnen: Auf die Demütigungen am Arbeitsplatz folgen häufig arbeitsrechtliche Maßnahmen des Arbeitgebers. Der Betroffene ist zu einem Problemmitarbeiter geworden: Er ist häufig unkonzentriert, es unterlaufen ihm Fehler und er hat aufgrund der psychosomatischen Beschwerden zu viele Fehltag. Der Vorgesetzte, auch wenn er bislang neutral war, ist nun gezwungen, zu reagieren. Er wird das aufgetretene Fehlverhalten rügen und im Wiederholungsfall auch abmahnen.

Die vielen Ungerechtigkeiten, die in dieser Mobbing-Phase geschehen, sind so haarsträubend, dass sie fast unglaublich erscheinen. Schließlich leben wir in einem Rechtsstaat, und auch der Umgang zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist rechtlich geregelt. Allerdings ist das Rechtssystem ein auf starren Normen beruhender Rahmen, und für so vielschichtige soziale Problemsituationen wie Mobbing ist eine Klärung durch das Arbeitsrecht nicht zu erwarten. Viele Handlungen sind überhaupt nicht in einem Arbeitsgerichtsprozess ansprechbar, weil sie entweder nicht beweisbar sind oder nicht als Beleidigung oder Verleumdung im Sinne des Strafgesetzbuches gelten. Die weitere unangenehme Folge für den Betroffenen ist, dass er aufgrund der arbeitsrechtlichen Maßnahmen zu einem „offiziellen“ Fall im Betrieb wird. Wer bis dahin noch nichts gemerkt hat, wird spätestens jetzt wissen, dass mit dem Betroffenen „etwas nicht stimmt“. Sein beschädigter Ruf verfolgt ihn überall hin, auch bei einer Versetzung. Die neuen Kollegen wissen bereits, dass ihnen jemand „untergeschoben“ wird, der schwierig ist und über den schon Gerüchte im Umlauf sind.

Das Arbeitsverhältnis wird zwangsweise beendet: Fortgeschrittene Mobbing-Fälle enden fast immer mit einem Ausschluss aus dem Arbeitsleben. Entweder kündigen die Betroffenen selbst, weil sie es nicht mehr aushalten, oder ihnen wird vom Arbeitgeber unter einem Vorwand gekündigt. Andere willigen unter dem großen Druck in einen Auflösungsvertrag ein.

Ein Teil der Betroffenen leidet unter so starken psychosomatischen Krankheiten, dass sie auf Dauer krankgeschrieben werden und schließlich Erwerbsunfähigkeits-Rente erhalten.

Ein Wiedereinstieg in den Beruf ist für fast alle Betroffenen kaum möglich, weil sie durch den Mobbing-Prozess so stark körperlich und seelisch geschädigt worden sind, dass sie den Belastungen des Arbeitslebens nicht mehr standhalten – ganz abgesehen davon, dass sie mit diesem Ruf in ihrem bisherigen Beruf keine Anstellung mehr bekommen. Denn natür-

lich telefonieren Personalsachbearbeiter mit dem vorherigen Arbeitgeber, wenn ein Bewerber mit unklaren Zeugnissen oder einem Auflösungsvertrag zu ihnen kommt.

Handlungsmöglichkeiten und Hilfen für Betroffene

Die Betroffenen haben nur in ganz frühen Phasen noch echte Chancen Mobbing zu stoppen. Sobald der Prozess weiter fortgeschritten ist, wird es schwierig – allerdings haben sie dann noch die Möglichkeit, über externe Hilfestellung ihre Situation zu verändern. Steht der Betroffene jedoch allein da, kann er sich dem Mobbing oft nur durch große persönliche Opfer und hohe Verluste an Geld und sozialer Absicherung entziehen. Hier können Gemeinden oder einzelne Geschwister einen guten Dienst tun, wenn sie sachkompetente Hilfe anbieten.

A) Reaktion in frühen Phasen

Frühe Phasen sind solche, in denen sich allmählich Mobbing herausbildet und bisher unbeteiligte Kollegen anfangen, gegen eine Person Partei zu ergreifen. Die Ratschläge für frühe Phasen sind auf jeden Fall dann nicht mehr angebracht, wenn der Konflikt über die Arbeitsgruppe hinaus öffentlich geworden ist oder wenn bereits erste arbeitsrechtliche Maßnahmen (Abmahnung o. ä.) ergriffen wurden. Solange dies noch nicht der Fall ist, kann der Betroffene einiges versuchen, um seine Situation zu verbessern.

Zur Absicherung sollte er aber bereits in dieser Phase alle Schritte seines Vorgehens und das seiner Widersacher dokumentieren (z. B. als Tagebuch) und alle schriftlichen Dokumente sammeln. Er sollte aber vorsichtig dabei vorgehen, um zu verhindern, dass sein





Mitschreiben öffentlich bekannt wird. In vielen Fällen würde das von seinen Gegnern als weitere Provokation gewertet werden. Sinnvoll ist es auch, sich bereits in dieser Phase eine Vertrauensperson im Betrieb (oder auch extern z.B. in der Gemeinde) zu suchen und sie informieren. Diese Person könnte in einer späteren Phase ein wichtiger Ratgeber und Zeuge sein. Mit dieser „Rückendeckung“ kann der Betroffene folgende Schritte unternehmen:

1. Den Widersacher direkt ansprechen: Mobbing-Prozessen liegt immer ein ungelöster Konflikt zugrunde. Typisch ist, dass niemand den Konflikt anspricht. Wenn es möglich ist, mit dem Widersacher ein Gespräch unter vier Augen zu führen, kann versucht werden:

- den Konflikt zu benennen,
- die wechselseitigen Interessen zu klären,
- Lösungen zu überlegen und/oder
- sich auf einen neutralen Schlichter zu einigen.

Wichtig ist vor allem, ein solches Gespräch sehr gut vorzubereiten. Gefährlich ist es, unvorbereitet und womöglich aus dem momentanen Ärger heraus ein Konfliktgespräch anzufangen. Hilfreich ist in so einer Situation im Gebet mit Geschwistern diese Situation vorzubereiten, damit man nicht selbst Anlass zu neuen Mobbing-Attacken gibt.

2. Den Vorgesetzten einschalten: Wenn sich der Konflikt zwischen Kollegen abspielt, kann es sinnvoll sein, frühzeitig den Vorgesetzten zu informieren. Dies sollte aber nicht als Beschwerde über den „Widersacher“ erscheinen, sondern als ein Versuch, den Vorgesetzten über einen Missetand in seiner Arbeitsgruppe zu informieren. Der

Vorgesetzte kann unter Umständen als Vermittler tätig werden. Wichtig ist auch bei diesem Gespräch: Überlegen Sie sich vorher genau, welche Verhaltensweisen Sie von ihrem Vorgesetzten erwarten. Versuchen Sie ganz konkret zu beschreiben, was er tun soll und überlegen Sie dann, wie Sie ihn davon überzeugen, dass ein solches Handeln in seinem Interesse und im Interesse der Abteilung oder ganzen Firma ist. Wenn die Schikane vom Vorgesetzten ausgeht, kann der Betroffene sich in manchen Fällen erfolgreich an den nächsthöheren Vorgesetzten wenden. In vielen Fällen ist dieser Weg jedoch risikoreich und sollte nicht ohne Rückendeckung (z.B. durch den Personalrat/Betriebsrat) gegangen werden. Statt dem Vorgesetzten kann in manchen Fällen auch eine Vertrauensperson angesprochen und um Hilfe gebeten werden.

B) Möglichkeiten in der mittleren Phase

Wenn der Konflikt bereits über die Abteilungsgrenzen hinaus bekannt geworden ist oder bereits arbeitsrechtliche Schritte unternommen wurden, ist eine Schlichtung auf persönlicher Ebene in fast allen Fällen unmöglich geworden. Der Betroffene hat dann (leider) nur noch wenige Möglichkeiten.

1. Beschwerde beim Betriebsrat/Personalrat: Im Betriebsverfassungsgesetz ist festgelegt, dass jeder Arbeitnehmer das Recht hat, sich beim Arbeitgeber zu beschweren, „wenn er sich vom Arbeitgeber oder von Arbeitnehmern des Betriebes benachteiligt oder ungerecht behandelt oder in sonstiger Weise beeinträchtigt führt. Er kann ein Mitglied des Betriebsrats zur Unterstützung oder Vermittlung hinzuziehen“ (§ 84 BetrVG). Was sich fast wie ein Anti-Mobbing-Paragraph liest, hat in der Praxis leider einen entscheidenden Pferdefuß: zwar wird im Weiteren festgestellt, dass dem Arbeitnehmer aus seiner Beschwerde keine Nachteile entstehen dürfen, dennoch ist dieser Weg in vielen Fällen für den Arbeitnehmer riskant. Besser ist es dann, die Beschwerde direkt an den Betriebsrat zu richten. Dazu ist jeder Arbeitnehmer nach dem Betriebsverfassungsgesetz ebenfalls berechtigt. Falls der Betriebsrat die Beschwerde für berechtigt hält, kann er beim Arbeitgeber auf Abhilfe hinwirken. Einigen sich Arbeitgeber und Betriebsrat nicht, kann der Betriebsrat auch die Einigungsstelle anrufen, die dann entscheidet. In der Einigungsstelle können beispielsweise externe Sachverständige gehört werden, die belegen können, dass Mobbing vorliegt. Allerdings ist der Betriebsrat nicht verpflichtet, die Beschwerde des Arbeitnehmers zu übernehmen. Es ist also wichtig, den Be-



► trieberrat zu überzeugen, dass er handeln muss.

2. Eingabe bei der Personalabteilung: Wenn das Vertrauensverhältnis zum Personalrat/Betriebsrat gestört ist, etwa, weil die Widersacher dort eine bessere Lobby haben, kann der Betroffene auch versuchen, direkt bei der Personalabteilung auf seinen Fall aufmerksam zu machen und auf eine Lösung zu drängen. Dies ist jedoch ebenfalls ein risikoreicher Weg, der nur dann Erfolg haben kann, wenn sich eine Vertrauensperson in der Personalabteilung für den Fall interessiert und wenn der Betroffene deutlich machen kann, dass er sich nicht über seine Widersacher beklagen will, sondern dass er mit einem solchen Schritt die Spirale des Mobbing-Prozesses aufhalten will. Hier muss sehr individuell entschieden werden, was zu tun ist.

C) Hilfestellung in späteren Phasen

Wenn weder Betriebsrat/Personalrat noch Personalabteilung helfen können oder wollen, ist in den meisten Fällen der kritische Punkt erreicht. Der Betroffene sollte sich keine Illusionen darüber machen, dass er dann noch Möglichkeiten hätte, den Mobbing-Prozess aufzuhalten. Es hat auch keinen Sinn, immer wieder Eingaben zu machen oder seinen Fall vorzutragen, wenn schon klar ist, dass in diesem Betrieb niemand Verständnis zeigen will oder darf. Betroffene, die ständig vergeblich gegen diese Mauer des Schweigens anrennen, vergeuden nur ihre letzten Kräfte, die sie doch so nötig bräuchten, um aus der Situation wieder herauszukommen. In dieser sehr kritischen Phase gibt es nur wenige Handlungsmöglichkeiten:

1. Rechtsberatung und psychologische Hilfe suchen: Kurzfristig können nur noch ein Rechtsanwalt und ein guter Therapeut helfen. Den Rechtsanwalt braucht der Betroffene, um alle seine rechtlichen Möglichkeiten auszuschöpfen und um unter Umständen eine hohe Abfindung zu erlangen. Den Therapeuten braucht er, um diese schwierige Zeit durchzustehen, aber auch um später nötige Gutachten für eine mögliche Arbeitsunfähigkeit und Berentung zu bekommen. Betroffene, die diese Zeit ohne Anwalt und/oder Therapeuten durchstehen müssen oder wollen, versuchen häufig in Arbeitsgerichtsprozessen Wiedergutmachung und eine „Wiedereinsetzung in den alten Stand“ zu erreichen. Dieser Wunsch ist menschlich verständlich und nach gesundem Rechtsempfinden auch berechtigt -

aber er widerspricht der Rechtsabwägung, die in einem Arbeitsgerichtsprozess stattfindet. Viele Betroffene haben ihren Arbeitsgerichtsprozess verloren oder zu ihren Ungunsten beeinflusst, weil sie ihre Empörung über das Verhalten ihres Arbeitgebers nicht zurückhalten konnten. Schon aus dieser Überlegung heraus ist juristischer und therapeutischer Beistand in dieser Phase notwendig.

Zivil- und strafrechtliche Möglichkeiten für Mobbing-Betroffene sind gering. Daneben gibt es noch den passiven Schutz gegen unberechtigte Abmahnungen und Kündigungen. Allerdings sind auch hier die Chancen für den Betroffenen, an seinem bisherigen Arbeitsplatz zu bleiben, oft recht gering. Sehr viele Arbeitsgerichtsprozesse enden auch dann, wenn die Kündigung nicht berechtigt war, mit einer Auflösung des Arbeitsvertrages, weil das Gericht das Vertrauensverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer als gestört betrachtet und eine Weiterbeschäftigung für nicht mehr zumutbar hält. Der Betroffene, der gehofft hat, endlich vor Gericht sein Recht zu bekommen, erlebt in vielen Fällen lediglich ein Feilschen um die Höhe der Abfindung. Wer dies allerdings schon vorher weiß und von seinem Rechtsanwalt gut beraten und angeleitet wird, kann in dieser Situation noch versuchen, wenigstens eine finanzielle Entschädigung zu erhalten.

Für Leute, die sich aufgrund des Psychoterrors entschlossen haben, selbst zu kündigen, ist es wichtig, vor der Kündigung einen Nachweis dafür zu haben, dass sie aufgrund der Arbeitssituation gesundheitlich beeinträchtigt worden sind. Dies könnte beispielsweise durch ein entsprechendes Attest des behandelnden Arztes/Thera-

peuten belegt werden. In diesem Fall besteht die Möglichkeit, dass das Arbeitsamt keine Sperrzeit verhängt und der Betroffene wenigstens vom ersten Tag der Arbeitslosigkeit Arbeitslosengeld erhält, sofern das Arbeitsamt davon ausgeht, dass das Arbeitsverhältnis aus „wichtigem Grund“ gelöst wurde. Am besten erkundigt man sich vorher, welche Beweise für eine Eigenkündigung aus gesundheitlichen Gründen das Arbeitsamt fordert.

2. Rehabilitation und neue Lebensplanung: Wenn das Arbeitsverhältnis gelöst ist oder eine Kündigung bevorsteht, muss der Betroffene eine grundsätzliche Neuorientierung in seinem Leben anstreben. Er muss die alten Mobbing-Erfahrungen verarbeiten und abschließen, um das Leben wieder als lebenswert empfinden zu können. Dabei ist es zwingend notwendig, dass Vergebung gegen die Mobbenden und Beteiligten geübt wird, damit keine Bitterkeit übrig bleibt. In dieser Phase ist es wichtig, dass man die Vergebung unseres Herrn erlebt und alle Rachegefühle, Wut und Verletzungen vor den Herrn Jesus bringt und von ihm Heilung erwartet. Hier können die Gemeinde und seelsorgerlich begabte Geschwister einen wertvollen Dienst tun.

Rolf Petersmann



Eberhard Platte
Mit Gott hinter Gittern
 Erlebnisse aus einer Welt, die keine Klinken kennt
 Tb., 11 x 18 cm, 96 S.
Best.-Nr. 273.453
 3 (D) 5,90, 3 (A) 6,10,
 SFR 9,90
 ISBN 3-89436-453-X

Der Autor schreibt im Vorwort seines Buches:

„Es ist über 30 Jahre her, dass mich ein alter Bruder aus der Gemeinde fragte: ‚Eberhard, gehst du mit mir in den Knast?‘ Nein, das war nicht meine Welt! Damit wollte ich nichts zu tun haben. Vor Dingen, die man nicht sehen will, verschließt man gerne seine Augen. Man nimmt bewusst nicht wahr, was zur Realität des Lebens gehört.

Aber unser Herr arbeitet an Herzen und führt Wege, die wir oft im Voraus nicht erkennen. So hat es viele Jahre gebraucht, bis er mich dazu bringen konnte, den missionarischen Auftrag in der ‚Welt ohne Klinken‘ zu sehen.“

Dieses Büchlein erzählt von den Erlebnissen hinter Gittern und macht Mut, den Gefangenen das Evangelium, die frohe Botschaft der Freiheit des Herzens, zu bringen und für sie zu beten. Einzelschicksale werden vorgestellt, Gefangene kommen selbst zu Wort und man bekommt eine Ahnung von der Realität hinter Gittern.

Berichte von evangelistischen Einsätzen in ungarischen Gefängnissen zeigen, wie Gott heute noch auf erstaunliche und wunderbare Weise an Menschen wirkt, und wie das, was Paulus in Philippi erlebte (Apostelgeschichte 16), immer noch erfahrbar ist.

In diesem Buch begegnen Sie Menschen, die ganz besonders auf die Botschaft von der Befreiung und Vergebung in Jesus Christus warten.

Übrigens: Der Erste, der zum Glauben an Jesus Christus kam, war der Verbrecher neben ihm am Kreuz. Wir brauchen uns also nicht zu schade zu sein, diesen Auftrag ernst zu nehmen.



Das Friedensangebot

Es herrscht Krieg

In Nordamerika herrschte lange Zeit Unfriede. Die weißen Einwanderer drangen in das Gebiet der Indianer vor. Sie nahmen den Ureinwohnern immer mehr Land weg. Schon beim geringsten Anlass steckten die Indianer die Blockhütten der Weißen in Brand und ermordeten ih-



re Bewohner. Die Regierung hatte für die Siedlungen der Weißen Beamte eingesetzt. Man nannte sie „Sheriffs“. Sie achteten darauf, dass die Gesetze eingehalten wurden. Einer von ihnen sehnte sich danach, dass das Kriegsbeil begraben wurde. Er wollte mit den Indianern in ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis kommen. Zu gerne hätte er mit ihnen Frieden geschlossen. Seine Frau war längst verstorben. Seine Tochter lebte als Witwe bei ihm. Ihr kleiner Sohn war der Sonnenschein des Hauses.

Hoher Besuch

Eines Tages lud der Sheriff den Häuptling des benachbarten Indianerstammes zu sich ein. Er wollte es wagen, ihn zum Frieden zu bewegen; obwohl bekannt war, dass gerade dieser Häuptling gegen die Weißhäute sehr feindlich gesinnt war. Am nächsten Tag erschien ein mit größter Höflichkeit. Er stellte ihm auch seine Tochter und den Enkel vor. Dann bat er darum, in guter Nachbarschaft mit dem Stamm zu leben. Schweigend hörte der alte Indianer zu. Als der Sheriff geendet hatte, sprach er: „Der weiße Mann fordert viel, und er verspricht viel. Aber welchen Beweis

gibt er mir, dass er aufrichtig ist?“ - Er schaute sich um. „Beweise mir dein Vertrauen, indem du mir dein Enkelkind für drei Tage mitgibst in unser Lager. Dann werde ich ihn dir zurückbringen, zusammen mit der Antwort meines Stammes.“ Als die Mutter das hörte, ergriff sie den Jungen und wollte schnell aus dem Raum eilen. Der Indianer runzelte die Stirn und schickte sich an heimzukehren. Da hielt ihn der Sheriff zurück. „Der Häuptling gedulde sich noch einen Augenblick“, bat er. Dann wandte er sich an seine Tochter. „Mein Kind“, sagte er bewegt, „dein Junge ist mir genauso lieb wie dir. Es wäre mir furchtbar, wenn ihm auch nur ein



Haar gekrümmt würde. Aber Gott wird ihn beschützen. Lass ihn gehen, um des Friedens Willen.“ Tonlos nickte sie. Ihr Herz bebte, als sie ihren Liebling für diese sonderbare Reise bereit machte. „Bitte, Häuptling, Sorge gut für meinen Sohn.“ - Dann brach sie vor Kummer und Erregung zusammen.

Banges Warten

Drei Tage und drei Nächte verstrichen. Es schienen der Mutter Jahre zu sein. Sie verging fast vor Angst um ihr Kind. Wenn sie in der Nacht etwa einmal einen Augenblick eingeschlummert war, schreckte sie gleich wieder hoch. Sie meinte, die Hilfeschreie ihres armen Jungen zu hören. Was konnte man von den grausamen Rothäuten erwarten, in ihrem Hass auf die weißen Eindringlinge? Ihre Angst steigerte sich von Stunde zu Stunde. Der vierte Tag brach an. Der Vormittag verstrich, ohne dass der Häuptling erschien.



Der Nachmittag verstrich im Zeitlupentempo. Die Mutter sah ihre schlimmsten Befürchtungen wahr werden. Auch der Sheriff schritt sichtlich besorgt in seinem Zimmer auf und ab. Die Dämmerung brach herein. Er war ein großes Risiko für den Frieden eingegangen. „Habe ich zu viel gewagt, als ich meinen Enkelsohn unseren Feinden anvertraute? Wie wenn ...?“ Der Sheriff wurde immer ruheloser.

Endlich Frieden

Da sah man den Häuptling langsam auf das Haus zuschreiten. An seiner Hand hielt er den kleinen Jungen. Wie ein kleiner Indianerhäuptling war er gekleidet, mit einer Adlerfeder im Haar und Mokassins an den Füßen. Stolz rannte er der Mutter entgegen. Sie drückte ihn voll Erleichterung und Freude an sich. Dann stand der alte Häuptling vor dem Sheriff. „Nun können wir Freunde sein“, sprach er. „Der weiße Mann hat Vertrauen in uns gesetzt - die Indianer werden auch Vertrauen haben und Frieden halten.“ Ja, die Familie des Beamten hatte viel gewagt. Doch es zahlte sich aus. Der Frieden war gesichert. Jedenfalls für eine Zeit.

Das Friedensangebot war hoch angesetzt. Doch Gott zahlte einen noch höheren Preis. Er sandte seinen Sohn in diese Welt. Schon bei seiner Geburt war kein Raum für ihn in der Herberge. Kaum war er geboren, da versuchte ihn König Herodes zu töten. Später wurde dann der Herr Jesus von seinen Feinden ans Kreuz genagelt. Trotzdem hat sich Gottes Liebe zu uns nie geändert. Gerade durch den Tod seines Sohnes bietet er uns heute den Frieden an und die Vergebung unserer Sünden. Hast du sein Angebot schon angenommen?

bearbeitet von Erika Seitz,
© Kindermission Bremen,
Ev. St. Matthäus-Gemeinde, Bremen
Abdruckgenehmigung für den Text:
Christliches Verlagshaus Stuttgart 1962
aus „Vom Hirtenfeld zum Heil der Welt“
von Peter van Woerden

Mehr Schein

Als Jugendmitarbeiter authentisch leben!



Ob dieser 100 Euro Schein echt ist? Als ich noch Bankkaufmann war, habe ich mich das öfters gefragt, wenn Kunden Geld auf ihr Konto eingezahlt haben. Manchmal trog der erste Anschein. Erst bei der Überprüfung wurde klar: Bei diesem (Geld-)Schein war mehr Schein als Sein. Er ist nicht echt!

„Echt sein“ ist die deutsche Übersetzung von Authentizität. Dabei geht es nicht nur um Dinge, sondern auch um Menschen. In der Wirtschaft wurde das schon lange erkannt. Ein Verkäufer muss echt sein, um sein Produkt gut verkaufen zu können – oder zumindest so wirken. In der Management-Sprache bezeichnet man es bereits als Authentizität, wenn eine Person den Effekt von Echtheit erweckt.¹ Doch das ist genau das Gegenteil von dem, was Authentizität eigentlich ist. Diese Management-Definition bezeichnet die Bibel als Heuchelei. Mit anderen Worten „Verstellung“ oder „Falschheit“. Wenn unser Handeln und unsere Worte nicht unserem Inneren entsprechen, dann ist das Heuchelei.

Hananiah und Saphira haben diese Management-Definition schon vor 2000 Jahren ausprobiert. Sie wollten den Eindruck erwecken, ‚besonders toll‘ zu sein und besonders viel für die Gemeinde zu spenden. Doch sie spendeten nicht so viel wie sie

vorgaben. An dieser Begebenheit aus Apostelgeschichte 5 wird deutlich, wie Gott Heuchelei beurteilt. Hananiah und Saphira starben am selben Tag. Ich bin sehr froh, dass es mir heute, wenn ich nicht

authentisch bin, nicht genauso passiert. Denn dann wäre ich schon tot. Der Apostel Petrus hat sich darüber wohl auch gefreut. Denn Paulus berichtet uns in Galater 2, dass auch Petrus ‚besonders toll‘ dastehen wollte, als die Delegation aus Jerusalem kam. Deswegen tat er so, als würde er immer noch die jüdischen Reinheitsgebote beachten und nicht mit Heiden zusammen essen, obwohl er es Tage davor noch getan hatte. Petrus fällt nicht tot um, aber Paulus zeigt ihm sehr deutlich seine Heuchelei auf. In beiden Fällen wäre es vollkommen in Ordnung gewesen, wenn Hananiah, Saphira und Petrus echt geblieben wären.

Doch genau wie den Dreien fällt es auch uns häufig sehr schwer, authentisch zu leben, weil wir unseren eigenen Vorteil suchen. Dieser Vorteil kann sich in Bargeld ausdrücken, wenn es um das Thema Spenden und Schwarzarbeit geht. Es kann jedoch auch sein, dass es „nur“ um ein höheres Ansehen geht. Das war vielleicht der Grund bei Hananiah und Saphira.

Unsere Echtheit leidet oft, weil wir Angst vor Nachteilen haben. Es geht nicht nur darum, dass ich vielleicht ein Stück von meinem fleckenlosen Ansehen einbüße, sondern auch darum, dass mich andere verlachen oder verachten, wenn ich in allen Bereichen meines Lebens authentisch bin. Selbst existenzielle Nachteile kön-

nen entstehen. Ich erinnere mich daran, dass einer gläubigen Auszubildenden die Kündigung angedroht wurde, wenn sie die Anwesenheit ihres Chefs nicht verleugnet.

Manchmal misslingt Authentizität, weil wir nicht richtig mit Erwartungen umgehen. „Alle verhalten sich so, da muss ich mich doch auch so verhalten!“ Vielleicht war auch das der Grund, warum Hananiah und Saphira das Geld spendeten. Sie meinten, sie müssten alles spenden, obwohl niemand das verlangt oder erwartet hätte. In welchen Situationen sind wir wegen unausgesprochenen und eventuell auch nicht existenten Erwartungen nicht authentisch?

Betrifft das die Jugendarbeit? Jugendmitarbeiter wollen natürlich nicht ‚besonders toll‘ sein, sondern nur gute Vorbilder für ihre Jugendlichen. Deswegen fällt es nicht leicht, Fehler zuzugeben, z.B. zu erzählen, dass man selbst seit Wochen Probleme mit der Stillen Zeit hat. Deswegen kann man seine Angst nicht bekennen, die man hat, wenn man seinen Kollegen von Jesus erzählt. Oder darf man das vielleicht doch?

Bist du echt? Hast du den Mut, ehrlich zu dir selbst und zu anderen zu sein? Bist du bereit, die Wahrheit zu sagen, obwohl das vielleicht den ‚lieben Frieden‘ stört?

Die meisten Menschen haben ein Gespür dafür, ob ihr Gegenüber echt ist, oder etwas vor-macht. Wenn Jugendliche das Gefühl haben, dass du nur ein Scheinheiliger, statt ein Heiliger bist, hast du verloren. Dann kannst du erzählen, was du willst, denn deine Taten schreien so laut, dass sie deine Worte nicht mehr hören können. Es ist zum

Wenn Jugendliche das Gefühl haben, dass du nur ein Scheinheiliger, statt ein Heiliger bist, hast du verloren.

als Sein?



Der Tod Hananias.
Gemälde von Ma-
saccio, 1425

Beispiel Heuchelei, wenn du in der Jugendstunde sagst, dass man die Steuererklärung nicht frisieren darf, aber selber dein Auto in Schwarzarbeit reparieren lässt. Rick Warren kommt zu dem Schluss, dass Echtheit das Gegenteil von dem ist, was sich in vielen Gemeinden (und Jugendgruppen?) findet. „Statt in einer Atmosphäre, in der Ehrlichkeit und Demut gelebt werden, gibt es viel Heuchelei, Schauspielerei, Gemeindepolitik und oberflächliche Freundlichkeit, aber inhaltslose Gespräche. Menschen tragen Masken, versuchen, sich zu schützen, und tun so, als ob in ihrem Leben alles in Ordnung sei.“²

„Authentisch leben“ betrifft alle Bereiche deines Lebens. Unter anderem deinen Umgang mit Geld, deine Evangelisationspraxis, deine Gefühle und vor allem, ob du in deinem Reden echt bist. Den zu-

letzt genannten Bereich möchte ich ausführlicher darstellen.

Die Wahrheit sagen?

Grundsätzlich ist das ja für Christen und Jugendmitarbeiter klar. Klar sagen wir die Wahrheit. Die Frage ist nur: Wirklich in allen Lebenslagen? Oder ist die Wahrheit von der Situation abhängig? Was würde geschehen, wenn du deinem Chef sagst: „Nein, ich lüge nicht!“, wenn er dich dazu aufgefordert hat?

Wie sieht es mit Halbwahrheiten aus? Wenn ich den anderen zwar nicht anlüge, aber ihm nur bestimmte Informationen gebe, so dass er sich selbst ein anderes Bild von der Situation macht? Früher habe ich das gerne praktiziert, denn ich kam zu demselben Ergebnis wie mit einer Lüge, hatte dabei aber ein ruhiges Gewissen. Heute fehlt mir dabei das ruhige Gewissen. Das, was ich gerade skizziert habe, ist nichts anderes als Heuchelei. Mehr Schein als Sein.

Dann gibt es noch eine dritte Möglichkeit, nicht echt zu sein und die Wahrheit nicht zu sagen: Nichts zu sagen! Aber einfach zu schweigen und die Wahrheit herunterzuschlucken ist nicht identisch mit Wahrheit sagen. Versteh mich bitte nicht falsch. Ich weiß, dass es Situationen gibt, in denen es besser ist zu schweigen. Ich weiß aber auch, dass es viele Situationen gibt, in denen es besser wäre, dass man redet und nicht schweigt. In vielen Gemeinden ist der Friede eines der höchsten Güter. Das ist auch gut so. Problematisch wird es, wenn um des lieben Friedens willen auf die Wahrheit verzichtet wird. Wenn Probleme gelöst werden mit dem Spruch: „Gebt euch die Hand“, ohne dass das Problem angesprochen oder gelöst wurde. Oder man lässt einfach „Gras über die Sache wachsen.“

Bekanntes von mir haben in ei-

ner Frittenbude ein Experiment durchgeführt. Eine junge Frau hat sich neben einen fremden Gast gesetzt und von seinem Teller gegessen. Der Beklaute hat reagiert wie wohl die meisten an seiner Stelle: Um des lieben Friedens willen hat er nichts getan. Kein Wort gesagt und noch nicht mal die Fritten beiseite geschoben.

Die Alternative dazu ist, die Sache offen und ehrlich anzusprechen. Damit riskiere ich einen Konflikt. Doch nur dadurch erhalte ich die Chance einer bereinigten Beziehung. Nur wenn die Wahrheit gesagt wird, kann man Irrtümer ausräumen und Verletzungen vergeben. Rick Warren schreibt dazu: „Wir wachsen nur, wenn wir Risiken eingehen, und das größte Risiko ist es, zu sich und anderen ehrlich zu sein.“³

Wichtig ist dabei, dass wir die Wahrheit in Liebe sagen (Epheser 4,15)! Dieses „in Liebe“ hinterfragt meine Motive, warum ich etwas ansprechen will. Dieses „in Liebe“ soll die Art und den Zeitpunkt bestimmen, an dem ich die Wahrheit sage. Dieses „in Liebe“ soll meine Sicht von meinem Gegenüber prägen. Ohne die Liebe können Wahrheit und Ehrlichkeit zur Waffe werden. Ohne die Liebe kann ich meinen Egoismus voll ausleben und den anderen mit blanker Wahrheit bloßstellen und verletzen. Von daher gilt es, die Wahrheit in Liebe zu sagen.

Bist du in deinem Reden und Handeln echt?

Rainer Baum



- 1) www.wikipedia.de
- 2) Rick Warren, Leben mit Vision, S. 138, Projektion J
- 3) Rick Warren, Leben mit Vision, S. 138, Projektion J

Mit und ohne Raben

Gedanken zum Leben in Abhängigkeit von Gott



Vom Aufbruch

Meinen Großvater mütterlicherseits - Carl Koch - habe ich nie kennen gelernt. Er war ein Mann, der in seinem Leben an einer bestimmten Stelle gewagt hat, auf Gottes Verheißungen zu setzen: Nach dem 2.

Weltkrieg gab er seine hervorragende Stelle in der Wirtschaft auf und organisierte in Pionierarbeit die Verteilung der amerikanischen Hilfslieferungen an die deutschen Brüdergemeinden, die Bruderschaft. Es war ein dramatisches Eingreifen Gottes in sein Leben, das ihn für diesen Schritt bereit machte: Nach einer schweren Herzattacke im Winter 1945 dachte er, er müsste sterben. Als er sich doch wieder erholte, sah er dies als Gottes Ruf in seinen Dienst an. In den Monaten davor war er für diesen Schritt noch nicht bereit - insbesondere aus Verantwortung für seine Familie in diesen schwierigen Zeiten. Er bekam nach dieser Entscheidung nur 5 Jahre Zeit, um die Aufbauarbeit zu leisten. Dann starb er plötzlich an einer Embolie - er wurde nur 50 Jahre alt.

Wer wagt es heute noch, aus gesicherten Verhältnissen aufzubrechen in ein ungewisses Leben der Nachfolge? Immer wieder lesen wir Berichte darüber, letztlich legen auch viele Beiträge in dieser Zeitschrift von einem solchen Schritt Zeugnis ab.

Ich selbst kann zu diesem Thema - ehrlich gesagt - wenig beitragen. Aber das geht ja vielleicht manchem Leser genauso. Wie ist das aber dann, wenn der ganz große Absprung in ein Leben im vollen Vertrauen auf Gott - auch im Sinne von materieller Abhängigkeit - bisher nicht stattgefunden

hat? Anders ausgedrückt: wie erlebe ich Abhängigkeit von Gott, wenn das Geld auf meinem Konto jeden Monat von einem großen Konzern überwiesen wird? Und wenn die sozialen Sicherungssysteme zwar immer weiter beschnitten werden, aber bis heute den totalen Absturz im Falle eines Falles verhindern? Ist in einem solchen Alltag und bei solchen Lebensumständen überhaupt noch Vertrauen auf Gott nötig? Und wo unterscheide ich mich noch von Menschen mit anderer - nicht bewusst christlicher - Lebenseinstellung?

Anders gefragt: muss ich ein schlechtes Gewissen haben, weil ich von Gottes großen Verheißungen nur winzige Teilbeträge in Anspruch nehme? Weil ich sozusagen vom riesigen Verheißungsvermögen der Himmelsbank immer nur ganz wenig abhebe und von Cent-Beträgen des Vertrauens lebe? Wie finde ich also ein vernünftiges Maß zwischen weltlicher Absicherung auf der einen und Vertrauen auf Gott auf der anderen Seite?

Vom Versorgen und Vorsorgen

Natürlich ist das Neue Testament geprägt von Pioniermissionaren. Die Jünger verließen alles, um Jesus zu folgen. Paulus, Barnabas, Timotheus, Lukas - sie alle zogen ohne Frau und Kinder und ohne festes Einkommen los, um die Botschaft von Jesus zu verkündigen. Aber: neben solchen „Helden“ finden sich auch Leute, die ich als „normale Christen“ bezeichnen möchte. Die Empfänger der Briefe in den Gemeinden waren oft Leute wie du und ich. Ihnen schreibt Paulus z.B.: *„wenn aber jemand für die Seinen und besonders für die Hausgenossen nicht sorgt, so hat er den Glauben verleugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger“*

(1. Timotheus 5,8). Wir sind zum Versorgen unserer Familien aufgefordert.

Im übertragenen Sinne passt dazu auch der Gedanke: *„Übrigens sucht man hier an den Verwaltern, dass einer treu befunden werde“* (1. Korinther 4,2). Wenn wir das auf unsere Familien und auch auf den uns anvertrauten Besitz beziehen, dann heißt das doch: wir sollen alles treu verwalten, denn es ist uns letztlich nur geliehen. Auch Vorsorge gehört zur Treue dazu: dass man auch „was ist wenn ...“ denkt und danach handelt.

Ein spezielles Unterthema muss dabei bedacht werden: Wie gehe ich mit Versicherungen um? Da zu diesem Thema im Neuen Testament explizit nichts gesagt wird, kann es keine abschließende und allgemein gültige Position geben. Die Lebenserfahrung zeigt uns, dass Christen mit allen Widrigkeiten des Lebens genau wie Nichtchristen rechnen müssen. Wir werden vor nichts verschont. Im Sinne der oben zitierten Verse sollten wir die in unserem Land angebotenen Absicherungsangebote in Anspruch nehmen, um nicht z.B. im Alter oder bei Krankheit und Berufsunfähigkeit der Allgemeinheit zur Last zu fallen. Auf der anderen Seite macht uns die Versicherungswirtschaft aber auch so viele Angebote, dass ein vernünftiges Verhältnis von Risiko und Absicherung leicht überschritten wird und nebenbei auch die aufzuwendenden Beiträge unser Budget erheblich belasten können. Welches Maß von Besitztum und Lebensstandard muss ich absichern? Paulus wollte es sich mit *„Nahrung und Kleidung“* genug sein lassen (1. Timotheus 6,8). Wir haben alle mehr als das - müssen wir es auch noch durch Versicherungen für alle Tage unseres Lebens quasi garantieren?





Vom Vertrauen

Das große Missverständnis ist ja in diesem Zusammenhang überhaupt, von „gesicherten Verhältnissen“ zu reden. Die gibt es ja für keinen von uns: Es droht uns Arbeitslosigkeit als Einzelschicksal, es droht uns Arbeitslosigkeit durch Unternehmenspleiten, es droht unserer gesamten Volkswirtschaft der wirtschaftliche Niedergang im globalen Wettbewerb. Es droht das Versagen der sozialen Sicherungssysteme, unzureichende Absicherung gegen Arbeitslosigkeit, Krankheitskosten und schließlich Altersarmut. Es droht uns täglich die Krankheit, ja sogar schwere Krankheit bis zum Tod. Diese Faktoren nehmen mir – wenn ich sie mir bewusst mache – meine scheinbare Sicherheit weg und ersetzen sie durch totale Unsicherheit. Oder, positiv formuliert, durch maximale Abhängigkeit von Gott an jedem einzelnen Tag meines Lebens.

Und das wiederum macht mich offen für Gottes Führungen auch auf besonderen Wegen des Vertrauens. Aus der Geschichte Elias wissen wir, dass es für Gott kein Problem ist, seine Leute durch Raben zu versorgen oder durch die wunderbare Vermehrung von Mehl

und Öl (beides in 1. Könige 17). Aber das wird nur aus der Zeit der Hungersnot berichtet, wir können wohl annehmen, dass er sich in anderen Zeiten ohne Wunder ernährt hat! Heute leben weltweit viele Christen so wie Elia am Bach Krit mit den Raben: in voller Abhängigkeit auf Gottes Verheißungen, weil ihre Umstände genau danach verlangen, weil es bei ihnen gar nicht anders geht. Sie erfahren wie es ist, Tag für Tag von Gott versorgt zu werden.

Wenn ich heute kein Wunder brauche, weil ich in der „ersten Welt“ lebe, dann ist das ein besonderer Grund zur Dankbarkeit. Eben weil es keine „gesicherten Verhältnisse“ gibt, will ich es annehmen und dankbar sein. Ich will festhalten, dass es nicht unser Wirtschaftssystem oder die allgemeinen Lebensumstände Westeuropas sind, die mich versorgen, sondern Gott, der mir „mein tägliches Brot“ heute im Überfluss gibt.

Wer weiß was kommt? Die Bibel spricht mit der Fülle ihrer Aussagen in die vielfältigen Situationen des menschlichen Lebens, nicht jeder Vers passt zu jeder Zeit. Aber wenn die Reihe an mich, an dich, an unsere Gesellschaft kommt, wenn für uns die „gesicherten Ver-

hältnisse“ zu Ende gehen sollten, werden wir über Gottes unbedingte Zusagen seiner Treue froh sein.

Meine Großmutter erhielt übrigens nach dem Tod ihres Mannes ein Schreiben der christlichen Organisation für die ihr Mann gearbeitet hatte. Darin stand sinngemäß: „Möge der Gott, der die Witwen und Waisen versorgt, nun auch für Sie sorgen!“ An eine ausreichende Vorsorge für diesen Fall in Form einer Rentenversicherung hatte in den Nachkriegsjahren niemand gedacht. Und es waren 5 Waisen, die zu versorgen waren.

Zum Glück kam kurz darauf auch ein Schreiben des Wirtschaftsunternehmens, in dem er bis 1945 Prokurist gewesen war: man kündigte an, dass eine Betriebsrente zur Auszahlung kommen würde, die er sich dort in den Jahren seiner Tätigkeit erworben hatte. So war die Familie versorgt. Es hat sich nicht nur in diesem Fall gezeigt, dass neben dem reinen Gottvertrauen des Aufbruchs auch noch nüchternes Abwägen von Eventualitäten und die entsprechende Vorsorge ihren Platz haben. So werden wir in ausgewogener Weise den Herausforderungen des Glaubens gerecht und erledigen auf der anderen Seite unsere Hausaufgaben des Verwaltens und Sorgens.

Sieghard Loh



Der Prophet Jona

Der widerwillige

Eines der klarsten Beispiele für Gottes Liebe

Gott wirkt oft durch Menschen trotz ihrer eigenen Unzulänglichkeiten. Jona war ein widerwilliger Prophet. Er versuchte vor seinem Auftrag zu fliehen. Er wollte sich vor Gott verstecken. In heldenhafter Manier stellte er sich sogar selber als Opfer. Er musste aber feststellen, dass nicht einmal sein Selbstmordversuch Gott davon abhalten konnte, seinen Plan mit ihm zu verwirklichen. Gott gab ihm die Möglichkeit, die Leute von Ninive lieben zu lernen, indem er ihn eine Botschaft verkündigen ließ, die das Leben der Stadtbewohner verändern würde. Doch Jona hielt fest an seiner Verbitterung. Er ärgerte sich über die Barmherzigkeit Gottes bezüglich Ninives, weil er die Gnade, die Gott ihm selbst hatte zukommen lassen, nicht wirklich erfasste. Jonas Bericht schließt mit der rhetorischen Frage: „*Sollte ich kein Mitleid haben mit Ninive?*“

Autor und Abfassungszeit

Verfasst oder erzählt von Jona während seines Dienstes, ca. 793 bis 758 v.Chr. Obwohl Jona nie in der ersten Person von sich spricht, besteht Grund zu Annahme, dass er der Verfasser ist. Es war keine ungewöhnliche Vorgehensweise im AT, in der dritten Person zu schreiben (z.B. 2. Mose 11,3; 1. Samuel 12,11). Außerdem weisen die autobiographischen Informationen deutlich auf Jona als Verfasser hin. Bei dem Erlebnis mit dem Fisch gab es z.B. keine Zeugen. Auch der einleitende Vers (in der dritten Person verfasst) lässt auf nichts anderes schließen, da die meisten anderen Propheten vergleichbare Anfänge aufweisen. Laut 2. Köni-

ge 14,25 kam Jona aus Gat-Hepher nahe Nazareth. Der Kontext setzt ihn in die lange und blühende Herrschaft Jerobeams II. (ca. 793-758 v.Chr.) und beschreibt ihn als Propheten der Nordstämme, der unmittelbar vor Amos wirkte.

Schlüsselpersonen im Buch Jona

Jona - widerwilliger Missionar für die Bewohner Ninives; musste zuerst von einem Fisch verschluckt werden, bevor er sich an Gottes Anweisungen hielt (1,1 - 4,11).

Der Kapitän und die Besatzung von Jonas Fluchtschiff - versuchten Jonas Tötung zu vermeiden; warfen ihn über Bord, um den Sturm zu stillen (1,5-16).

Hintergrund und Umfeld

Als Prophet der 10 Nordstämme Israels teilte Jona mit Amos den gleichen Hintergrund und ein gemeinsames Umfeld. Das Volk erfreute sich einer Zeit relativen Friedens und Wohlstands. Sowohl Syrien als auch Assyrien waren schwach, was Jerobeam II. die Möglichkeit gab, Israels Nordgrenzen auszuweiten. Geistlich gesehen war es jedoch eine arme Zeit; es herrschte eine rituelle und zunehmend götzendienerische Religionsausübung sowie die Beugung des Rechts. Echter Glaube an Gott war zu einem raren Artikel geworden. Friedenszeit und Wohlstand hatten das Volk geistlich und moralisch zugrunde gerichtet. Gottes Gericht war vernichtend. Gott ließ es zu, dass die Assyrer 722 v.Chr., lange nach Jonas Zeit, Zerstörung und Gefangenschaft über das Nordreich brachten. Jonas missionarischer Dienst in Ninive ist wahrscheinlich eher gegen das Ende seiner aktiven Zeit als Prophet anzusiedeln. Ninives Buße könnte durch zwei Seuchen (765 und 759 v.Chr.) und eine Sonnenfinsternis (763 v.Chr.) unterstützt worden sein, die sie auf Jonas Gerichtsbotschaft vorbereiteten.

Schlüssellehren im Buch Jona

Gottes Gnade gilt allen Nationen (4,2.10.11; 2. Mose 34,6; 4. Mose 14,18; Psalm 86,5.15; Joel 2,13; 1. Timotheus 2,4; 2. Petrus 3,9)

Gottes souveräne Herrschaft (1,4.9; 2,1.11; 4,6-7; Hiob 42,2; Psalm 107,25; 146,6; Nehemia 9,6; Matthäus 10,29-30; Apostelgeschichte 17,24; Römer 8,28)

Gottes Wesen im Buch Jona

- Gott ist barmherzig - 4,2.10-11
- Gott ist vorhersehend - 1,4.15
- Gott ist zornig - 4,2

Christus im Buch Jona

Jona erlangt traurige Berühmtheit, weil er der einzige Prophet ist, den Jesus direkt mit sich selbst identifiziert (Matthäus 12,39-41). Christus verweist auf Jonas Erfahrung im Bauch des Fisches, und sagt: „*Denn gleichwie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Riesenfisches war, so wird der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte im Schoß der Erde sein.*“

Schlüsselworte im Buch Jona

Vorbereiten: Hebräisch „manah“ - 2,1; 4,6-8 - beschreibt Gottes Souveränität und Macht, mittels welcher er seinen Willen in die Tat umsetzt. Wortwörtlich bedeutet „manah“, die Macht besitzen, zu ernennen oder einzusetzen. Gottes souveräne Macht über die ganze Schöpfung zeigt sich darin, dass er alles gemäß seinem Vorsatz vorbereitet; den Fisch, die Pflanze und den Wurm. Gott benutzte erschaffene Tiere, um Jona seine Gnade und Liebe zu den Menschen zu verdeutlichen. Jona plante zwar seinen Weg, aber er stand die ganze Zeit unter der sorgfältigen Führung Gottes (vgl. 4,6-8).

Langsam zum Zorn: Hebräisch „erek appayim“ - 4,2 - Redewendung die „die Nase brennt“ oder „die Nase wird heiß“ bedeutet; sie beschreibt das schwere Atmen einer verärgerten Person (1. Mose 30,2; 2. Mose 4,14). Im AT ist das Wort für Ärger oder Zorn direkt mit dem Wort für Nase verwandt. Wenn die alttestamentlichen

Prophet

zur Welt im Alten Testament.

Schreiber Gott als „langsam zum Zorn“ beschreiben, sagen sie eigentlich „lange Nase“ (Psalm 86, 15; 103,8). Die hebr. Redewendung für „langsam zum Zorn“ offenbart Gottes große Gnade und Geduld (Psalm 145,8; Joel 2,13).

Gliederung

Vor Gottes Willen davonlaufen
(1,1 - 2,1)

- Jonas Auftrag (1,1-2)
- Jonas Flucht (1,3)
- Jona wird verfolgt (1,4-16)
- Jonas Bewahrung (2,1)

Unterwerfung unter Gottes Willen
(2,2-11)

- Jonas Hilflosigkeit (2,2-4)
- Jonas Gebet (2,5-8)
- Jonas Buße (2,9-10)
- Jonas Befreiung (2,11)

Ausübung des göttlichen Willens
(3,1-10)

- Der Auftrag wird erneuert (3,1-2)
- Der Prophet gehorcht (3,3-4)
- Die Stadt tut Buße (3,5-9)
- Den Herrn gereut das Unheil (3,10)

Jona stellt Gottes Willen in Frage
(4,1-11)

- Das Missfallen des Propheten (4,1-5)
- Der Prophet wird getadelt (4,6-11)

Zur gleichen Zeit an einem anderen Ort auf der Erde ...

Die erste bestätigte Sonnenfinsternis in der Geschichte Chinas wird schriftlich festgehalten.

Häufig auftauchende Fragen

1. Sind Jonas Abenteuer als eine Art Mythos zu verstehen oder hat der

Prophet diese erstaunlichen Wunder tatsächlich erlebt?

Nun, wer sich mit Wundern schwer tut, wird auch mit Jona seine Probleme haben. Wir finden in diesem Buch wirklich außerordentliche Wunder: Einen gewaltigen Sturm; Überleben in einem Fischbauch; Buße eines anerkannten Weltbeherrschers. Das ist nichts für schwache Gemüter und Kleingläubige. Einige Skeptiker und Kritiker bestreiten schlichtweg Jonas historische Berechtigung, andere wiederum wollen die geistlichen Lektionen ersetzen, entweder teilweise (Allegorie) oder das Buch als Ganzes (Gleichnis). Es gibt zwei wesentliche Faktoren, die für die Verfasserschaft Jonas sprechen: Die in Jona aufgeführten Wunder lassen die Hauptperson nicht gerade im besten Licht erscheinen. Sie zeigen uns einen verbitterten und boshaften Feigling. Wenn wir uns die konstante Spannung vor Augen halten, die zwischen dem Propheten und dem Auftrag Gottes an ihn bestand, dann stellt die Tatsache, dass der Prophet diese Gott Ehre bringende und den Propheten demütigende Geschichte überhaupt aufschrieb, wohl das größte Wunder dar. Jesus verweist mehrmals auf Jona als historische Figur, und nicht als ein Gleichnis (Matthäus 12,38-44; 16,4; Lukas 11,29-32).

2. *Warum kümmerte sich Gott überhaupt um Ninive?*

Genau diese Frage stellte Jona sich auch. Er kümmerte sich offensichtlich nicht um Ninive. Stattdessen hoffte und betete er dafür, dass Gott seinen Plan zur Vernichtung Ninives ausführen würde. Er wusste aber auch, dass Gott üblicherweise die Möglichkeit zur Umkehr gab, indem er die Leute vorab warnte. Jona wollte aber Ninive keine Möglichkeit zur Umkehr geben. Jona hasste Ninive und seinen Ruf. Er war betrübt über all das Leid, das die Herrscher Ninives über sein Volk gebracht hatten. Er verpasste es, sich mit den Bewohnern Ninives zu identifizieren und sah in

ihnen bloß namenlose Feinde. Gott erteilte Jona eine unbezahlbare Lektion bezüglich Barmherzigkeit und Mitleid. Durch eine Pflanze erregte er bei Jona einen Zornausbruch und erklärte ihm dann anschließend, dass er das Recht besäße, sich den Tausenden von Bewohnern Ninives zu erbarmen, die sich ihrer Situation überhaupt nicht bewusst waren (4,1-11).

Kurzstudium zum Buch Jona/ einige Fragen

- Warum wollte Jona nicht nach Ninive gehen?
- Beschreibe die Gefühlsschwankungen Jonas! Seine Hochs und seine Tiefs.
- Warum rettet Gott den ungehorsamen Jona, der ihm ins Gesicht widerstand?
- Welche Einblicke in die Liebe Gottes gewährt uns das Buch Jona?
- Kannst du dich in gewisser Weise mit Jona identifizieren? Welche Fehler, die er machte, möchtest du lieber nicht begehen?

Aus: John McArthur, *Basisinformationen zur Bibel*, Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg

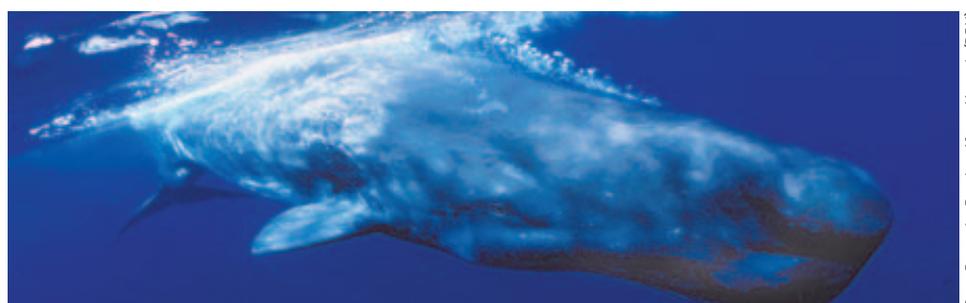


Foto: Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU)

Sonntag – auch für

Geht es Ihnen wie mir, dass ich zwischen Küche, Kinder und Gemeinde kaum zur Ruhe komme?

Haben Sie sich schon mal gefragt, ob der Sonntag noch ein Sonntag im ursprünglichen Sinne für Sie ist? Oder ging es Ihnen wie mir, dass ich zwischen Küche und Kinder und Gemeinde kaum zur Ruhe kam? Natürlich kam ich im Gottesdienst zur Ruhe, aber wie sah es davor und danach aus? Diese Frage beschäftigte mich längere Zeit.

Gott als Schöpfer heiligte den siebten Tag als Abschluss seines Werkes. Es sollte auch ein Tag der Ruhe für den Menschen sein. Jahre, Monate, Wochen, Tage – Gott gab den Rahmen für Zeit und setzte in der Begrenzung der Arbeit einen Segen für alle. In Israel ruhte am Sabbat der Rabbi, der Sklave, der Händler, die Ehefrau – kurz jeder Mensch! Ungeachtet ihrer Tätigkeit, ob Kopfarbeit oder körperliche Arbeit: Jeder hatte den Sabbat zu beachten. Damit verfolgte Gott eine gute Absicht. Doch die Menschen verfassten zusätzliche Gesetze und es wurde immer schwieriger, diese zu halten.

Im Markusevangelium lesen wir von einer Begebenheit, als Jesus Christus mit seinen Jüngern am Sabbat über die Kornfelder ging und die abgerissenen Ähren von den Jüngern gegessen wurden. Unser Herr erklärte den entsetzten Pharisäern: *„Der Sabbat ist für den Menschen da, und nicht der Mensch für den Sabbat!“* (Markus 2,27). Damit erklärt er den Ursprung für Gottes Anordnung und die gute Absicht, dass der Sabbat zum Wohl des Menschen geschaffen wurde. Er wollte keinen blinden Gehorsam.

Die ersten Christen feierten den ersten Wochentag als Erinnerung

an Tod und Auferstehung Christi. Daraus entstand unser Sonntag als Ruhetag, der zum Glück immer noch im Grundgesetz begründet ist. Veränderte Lebensgewohnheiten und flexible Arbeitszeiten machen es uns immer schwieriger, am Sonntag festzuhalten. Es genügt nicht, irgendwann einen freien Tag zu haben. Der erste Tag der Woche stiftet Gemeinschaft, nicht nur mit der Familie. Diesen Tag sollen wir nutzen, um uns zu besinnen. Was wir am Sonntag tun oder lassen, stellt uns Gott frei. Doch ich kann mir vorstellen, dass wir Zeit haben müssen, um über Gott und uns nachzudenken.

Der Gottesdienst in seinen verschiedenen Formen bietet Gelegenheit zum Innehalten und Erinnern, was Jesus Christus für uns getan hat. Der Abstand von den werktäglichen Arbeiten gibt die Möglichkeit, verschiedene Bedürfnisse zu erfüllen. Bei den einen ist es das gemeinsame Frühstück, das „länger schlafen“, die sportliche Betätigung, Gespräche und Gäste einladen. Andere wiederum lesen ein Buch, haben Zeit für ihre Kinder und gemeinsame Spiele. Bei alledem sollten wir uns fragen, was für uns und andere gut ist. Doch der Besuch der Gemeindezusammenkunft, das gemeinschaftliche Beten und Loben gibt unserer Seele Nahrung. Mit einem Ruhetag macht uns Gott deutlich, dass wir auch an einem Tag ohne Arbeit für ihn wertvoll sind. Wer Sport treibt, weiß, dass zum Training ebenso Ruhepausen und Regeneration nötig sind, um Höchstleistungen zu vollbringen. Der Sonntag gibt unserem Leben Struktur und Kraft für das Alltägliche. Viele Menschen sehen leider heute keinen Sinn mehr darin und versuchen, diesen Tag mit Freizeitstress zu füllen. Alleinstehende oder Kranke empfinden oft

quälende Langeweile, wenn sie aus ihrem Rhythmus herausgerissen werden.

So wie damals der Sabbat als Abschluss der Schöpfung gedacht war, ist für uns heute der Sonntag ein Feiertag. Der erste Tag der Woche ist ein Hinweis auf den Himmel und er soll ein Tag der Anbetung sein. Dies kann nur geschehen, wenn wir unsere Tätigkeiten einschränken. Es gibt viele Berufe und Dienste, die unabhängig vom Wochentag ausgeübt oder getan werden müssen. Doch an uns, die wir darüber entscheiden können, was getan werden muss oder auch noch Zeit hat, obliegt es, den Sonntag zum Sonntag werden zu lassen.

Beim längeren Nachdenken über diesen Tag musste ich mich aber ernsthaft fragen, ob mein Sonntag nicht eher einem Werktag ähnelte. Kleine Kinder schlafen trotzdem nicht länger und Hunger verspürt man täglich mehrmals. Der Sonntag hatte für mich nicht nur Besinnliches.

Für uns Frauen bringt der Sonntag nur mit entsprechender Vorbereitung mehr Ruhe und Muße. Der Kuchen darf auch am Tag vorher bereits fertig verziert sein, das Mittagessen kann man entweder vorkochen oder auf Gerichte beschränken, die zum Beispiel innerhalb einer Stunde zubereitet sind. Inzwischen kann ich notwendige Erledigungen innerhalb der Familie verteilen und muss nicht mein Selbstwertgefühl aus dem Satz „Hast du dir aber Mühe gemacht!“ gewinnen. Das lässt mich auch mit mehr Gelassenheit gastfreundlich sein.

Es liegt an mir, dem Sonntag ein Gesicht zu geben. Das gibt mir eine Atempause und die Frei-



Frauen ?!



heit, mich mit Gottes Wort zu beschäftigen. Auf Grund besonderer Lebensumstände ist es für einige nicht möglich, den Sonntag gegenüber den anderen Wochentagen abzugrenzen. Vielleicht ist es hilfreich, mit kleinen Akzenten, z. B. mit einem sonn täglichen Outfit, diesen Tag zu würdigen.

Es liegt an mir, dem Sonntag ein Gesicht zu geben.

Gern will ich zum Nachdenken anregen, wie das sonntägliche Leben vereinfacht werden kann, damit uns Frauen mehr vom Sonntag bleibt. So wie unser Frausein von einem natürlichen Rhythmus geprägt ist, das Jahr mit Wochen und Monaten unterteilt ist, Sonne und Mond ihre Umlaufbahnen haben, so wichtig ist für den Menschen Arbeit und Muße. Wir sollten kein schlechtes Gewissen haben, wenn die Betten mal nicht gemacht sind und die Hausarbeit auf das Nötigste begrenzen. Es fällt manchmal schwer, den Staubsauger nicht hervorzuholen und besonnen auf das Wachsen des Wäscheberges zu reagieren. Den von Gott verordneten Feiertag zu heiligen besteht vielleicht auch darin, an diesem Tag keine Brötchen zu kaufen; nur, um einen Impuls zu geben, dass man am Sonntag nicht alles haben muss.

Die Woche mit einem anderen Rhythmus zu beginnen, befreit von der Hektik der Termine, lässt mich im Gottesdienst neue Kraft für die vor mir liegenden Aufgaben schöpfen. Vielleicht gelingt es uns, den Sonntag glaubwürdig in unseren christlichen Familien zu leben und damit Impulse in unsere Gesellschaft zu geben.

Ingrid Kretz 

Individualismus in und wie man ihm



der Gemeinde - begegnen kann

Dieses Thema ist ganz aktuell für Fragen der Gemeinde und des Gemeindeaufbaus. In einem ersten Teil werde ich versuchen, Ihnen ein Bild zu vermitteln, was Individualismus heute ist, wie er unsere Gesellschaft prägt und wie es dahin gekommen ist. In einem zweiten Gedanken teil sehen wir dann, wie sich Individualismus in der Gemeinde darstellt und auswirkt. Und dann möchte ich einen dritten Teil der Frage widmen: „An welchen Stellen können wir dankbar sein für die Entwicklung zum Individualismus?“

Ich möchte von der Bibel her fragen, ob es einiges gibt, was am Individualismus biblisch ist. Und am Schluss stellen wir die Frage: „Wie können wir selbst im Gemeindebau mit dem Individualismus umgehen?“

1. Wie ist es zu dem Individualismus heute gekommen?

Am Ende des 19. Jahrhunderts hieß es: „Gott ist tot!“ Friedrich Nietzsche hat das verkündigt und sich philosophisch sehr betont für den Atheismus ausgesprochen. Und er wusste, was er dabei tat. Er wusste, dass er damit die Menschen loskettet von ihrem Schöpfer, loskettet von dem, was Menschen Sinn gegeben hat. Er wusste, wo man Gott für tot erklärt, ist es, als würde man im Universum das Licht „ausknipsen“, und der Mensch geht in die Dunkelheit, in die Kälte. Das hat er in seiner Schrift „Fröhliche Wissenschaft“ gesagt. Am Ende des 19. Jahrhunderts steht also dieses Großwort: „Gott sei tot.“

Mitte des 20. Jahrhunderts hat die nachvollziehbare Entwicklung dazu geführt, dass für viele klar war: „Das Vaterland ist tot!“ Die Enttäuschung all dessen, was man nach zwei Weltkriegen, nach einer nationalsozialistischen Ideologie mit all ihren Auswirkungen, erlebt hatte, führte dazu, dass viele Menschen nun nicht nur Gott verloren hatten, sondern auch die Heimat.

Am Ende des 20. Jahrhunderts – etwas zugespitzt – könnte man als Motto nennen: „Die Familie ist tot!“ Viel zu viele – vornehmlich jüngere – Menschen haben keinen Mut zur Familie mehr. Und viele, die Ehen eingehen, haben in der

Ehe keinen Mut zur Dauer. Man spricht von Lebensabschnittspartnern. Die Familie als tragfähiges Fundament unserer Gesellschaft ist am Ende des 20. Jahrhunderts so kaputt, wie schon ganz lange nicht mehr.

Durch diese Entwicklung, in deren Verlauf vielen Menschen Gott, das Vaterland, die Heimat und die Familie als Hoffnung genommen wurden, steht das Individuum allein da. Reiner Gronemeyer, ein Gießener Soziologe, der ein Buch über den Individualismus geschrieben hat, schildert den einsamen Menschen, der allein auf der Bühne seines Lebens steht, ohne eingebettet zu sein in Familie und Sippe, ohne Heimat, Vaterland, ohne einen Schöpfer, der ihn am Ende seines Lebens mit offenen Armen erwartet. Er muss jetzt selber als Individuum mit seinem Leben klarkommen.

Gronemeyer meint in seinem Buch im Blick auf die Zukunft, dass man jetzt nichts anderes im Sinn hat, als dieses Individuum zu vervollkommen. In Amerika, wo der Individualismus schon sehr ausgeprägt ist, hat man für die Vervollkommnung des Individuums zunächst die Schönheitschirurgen bemüht, damit dann jeder die für ihn passende Nase usw. bekam. Gronemeyer macht sich darüber hinaus Gedanken, wie man Biotechnik, Gentechnik usw. gebraucht, um das Individuum zu

vervollkommen. So heißt dann auch der Buchtitel von Gronemeyer: „Ein Mensch ohne Seele, ohne Liebe, ohne Hass“. Man könnte genetisch das wegbekommen, was beim Menschen noch störend ist. Vielleicht braucht man auch künftig die Familie nicht mehr, noch nicht einmal die Ehe, man könnte Menschen eventuell klonen. Interessant, dass Gronemeyer in diesem Buch, das bereits den Untertitel „Das Ende des Individualismus“ trägt, vor einer Zukunft warnt, in der man der Gefahr erliegt, den Menschen genetisch so zu verändern, dass man ihn sich so schafft, wie man ihn gerne hätte. Dann stünde am Ende nicht einmal mehr das Individuum auf der Bühne, sondern das Individuum verliert auch noch seine Individualität, es wird klonbar. Am Ende des Individualismus stünde delikaterweise gerade nicht mehr das Individuum, sondern der Retortenmensch.

Das Individuum allein auf der Bühne:

Wie sich der Individualismus entwickelt hat

Verschiedene Faktoren haben zur Entstehung des heutigen Individualismus beigetragen.

● Industrialisierung

Im 19. Jahrhundert hat das große Doppelthema „Industrialisierung und Urbanisierung“ eine Rolle gespielt. Früher gab es in einer vornehmlich ländlichen Gesellschaft meist die Großfamilie, die mit mehreren Generationen zusammen im Bauernhaus lebte. Man erlebte Geburt und Tod und hatte vielfältige Beziehungen. Später konnten sich so viele Menschen nicht mehr allein von der Landwirtschaft ernähren. Sie gingen in die Industrie-Zentren. Manche gingen nicht nur weg von ih-

rer Sippe, sondern als Lohnarbeiter weg von ihrer Familie und kamen nur ab und zu wieder nach Hause.

Die Urbanisierung (= Verstädterung) hat es mit sich gebracht, dass durch die Industrien Großstädte mit riesigen Wohnsilos, Mietskasernen usw. entstanden. Und der Mensch, der auf dem Dorf seine Nachbarn noch kannte, war plötzlich anonym. All das hat sicher die Individualisierung vorbereitet.

● Kollektiv-Ideologien

Und dann kam in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das grundsätzliche Enttäuscht-Werden von Kollektiv-Ideologien dazu. Der Nationalsozialismus auf der einen Seite mit seiner völkischen Idee, der Kommunismus auf der anderen Seite, haben so viel Enttäuschung gebracht, dass das ab Mitte des 20. Jahrhunderts nochmals zur Individualisierung beigetragen hat.

● Frankfurter Schule

Sicher auch aufgrund der schlechten Erfahrungen, die man mit diesen Ideologien machte, kam dann die Neue Linke auf, die Frankfurter Schule, mit ihrem Programm der Demontage aller Werte, aller Institutionen und Autoritäten. Namen wie Wolf und Dutschke, Habermass, Adorno, Horkheimer seien an dieser Stelle genannt. Sie brachten die sogenannte 68er Generation hervor. Die Grundidee ihres Programms beinhaltet, dass am Anfang der Menschheit, in der Urhorde, in der es völlig herrschaftsfrei zugeht, das Kollektiv stand. In dieser Urhorde gab es keine Herrschaft des Menschen über Menschen. Und der Sündenfall schlechthin sei gewesen, als zum ersten Mal Menschen über Menschen herrschten. Davon sei alles Elend in der Gesellschaft gekommen. Diese 68er Generation und ihre Professoren meinten, wenn die Menschen wieder glücklich werden wollten, dann müssten sie alle Autoritäten abschaffen.

Es gab damals Programme, möglichst die Kinder so zu erziehen, dass sie später den Mut hätten, sich ihrem Chef zu entziehen. Dass es in der Firma einen Chef gibt, sei schon in Frage zu stellen; dass es Leitungsstrukturen geben müsse, sei zu hinterfragen. Mit Hilfe der so genannten Konfliktstrategie hinterfragt man alle Autoritäten. Jede Institution wird in den Medien so lange problematisiert, bis schließlich alle denken:

„Ja, wofür haben wir so marode Einrichtungen überhaupt noch? Warum gibt es ein Management in Firmen? Da könnten wir doch drauf verzichten! Warum müssen die Lehrer sagen, was gelehrt wird? Warum sagen nicht die Schüler selber, was sie lernen wollen?“ Auch die Professoren an den Universitäten hat man demontiert. „Unter den Talaren, der Muff von tausend Jahren!“, war dabei das Motto. Wenn ein Professor an sein Rednerpult ging, hat man die Trillerpfeifen vorgeholt oder ihn mit Eiern beworfen; manche Studenten haben begonnen, sich zu entkleiden – einfach nur, um den gelehrten Herrn da vorne hilflos zu machen und zu verhindern, dass er sein Programm durchziehen konnte. Frankfurter Schule!

Natürlich war die Familie eine der großen Institutionen, die man abbauen wollte. Sie wurde ausschließlich als ein Ort gesehen, an dem Unterdrückung des Menschen stattfindet. Da sind die Eltern, die ihre Kinder unterdrücken. Also muss man die Autorität der Eltern abschaffen, so entwickelte man damals pädagogische Entwürfe der antiautoritären Erziehung.

Man akzeptierte allenfalls, dass im herrschaftsfreien Diskurs in der Gruppe miteinander herausgefunden wird, was jeweils als gültig angesehen wird. Ich erinnere mich, wie in den 70er Jahren einmal Leute beim Bundespräsidenten eingeladen waren und dort ein 14-Jähriger die Kinder vertreten hat. Er sagte dem Bundespräsidenten, dass er es schlecht findet, dass es so etwas wie einen Bundespräsidenten überhaupt gibt, dass solche Ämter zur Unterdrückung beitragen und dass er mit dafür sorgen wolle, dass es künftig Autoritäten, Werte und Vorschriften nicht mehr gibt.

Am Ende steht nur noch der einzelne Mensch da, der macht, was er will.

Der Individualismus, der daraus entstand, hat längst seine Auswirkungen. Im Datenreport des statistischen Bundesamtes von 1994 kann man auf Seite 13 von „extremer Betonung der Interessen des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft“ lesen. Sie zeige sich zum Beispiel darin, dass immer weniger Leute bereit seien, sich in eine verbindliche Lebensgemeinschaft zu wagen. Die Single-Gesellschaft greift immer mehr um sich, die Single-Haushalte nehmen dauernd zu. Menschen, die eine dauerhafte Ehe führen, bilden immer mehr die Minderheit. In den 90er Jahren entscheidet man sich nur noch für einen Lebensabschnittspartner. Damit ist nur noch eine Mini-Geburtenrate vorhanden. Das Ganze bringt eine große Vereinzelung und dann auch Vereinsamung der Menschen mit sich. Viele Singles laufen heute durch die Städte und auch viele, die ihren Ehepartner nur für eine Zeit hatten und es nachher mit wechselnden Partnern versuchen. Es gibt viele Kinder, die Scheidungswaisen sind. Dieser Trend hat sich schon weit fortgesetzt, und es ist erstaunlich, was sich innerhalb von 30 Jahren tun kann – seit der 68er Revolution bis hin zu diesen Auswirkungen.

● Postmoderne

Dies alles ist heute eingebettet in die so genannte Postmoderne. Die Postmoderne hat das Thema auf dem Programm: Jeder hat seine eigenen Werte, seine eigenen Wünsche, seine eigenen Anschauungen. Bei Hans Meiser trat eine Frau auf, die sagt: „Ich habe drei Freunde, mit denen ich abwechselnd intim lebe“; dann kommt eine und sagt: „Nein, ich bin dafür, nur einen Freund zu haben, mit dem muss ich aber nicht verheiratet sein“. Und dann kommt der Dritte, der sagt: „Und ich habe hier meine Frau und deren Schwester. Mit der Schwester habe ich ein Kind, und



wir leben ganz glücklich zu dritt im gleichen Haus.“ Markt der Möglichkeiten - typisch Postmoderne! Jeder hat seinen Entwurf, und das einzige Bestreben des Moderators ist es zu sagen: „Leute, regt euch doch nicht auf, es hat doch jeder das Recht, so zu leben, wie er möchte, wie es ihm gefällt. Es ist sein Entwurf und du hast einen anderen - auch gut. Mach es so, wie du das für richtig hältst!“

Hat man sich in den 60er Jahren noch gestritten, wer Recht hat mit seiner Ideologie, ist es typisch für die Postmoderne, dass das einzig Böse ist, wenn einer sagt: Es gibt nur eine Wahrheit! Solch ein Anspruch wird von allen bekämpft. Ansonsten gilt: Jeder hat seine Wahrheit.

Wir sind heute so weit, dass das Recht, für allgemeingültige Wahrheit einzutreten, überhaupt erst wieder erstritten werden müsste. Christen wird gesagt: Also gut, wenn ihr christliche Überzeugungen habt, behaltet sie doch für euch - aber lasst uns unbehelligt. Jeder hat seine Wahrheit! Es ist klar, dass solch eine Haltung zur Individualisierung beiträgt. Jeder hat seinen Lebensentwurf. Jeder hat seine Werte. Jeder macht das, was gerade Spaß macht, was ihm gut erscheint.

Damit habe ich versucht zu zeigen, wie verschiedene Entwicklungen in den letzten 120 Jahren dazu beigetragen haben, Individualismus in der Gesellschaft zu fördern. Wie sieht das nun in der christlichen Gemeinde aus?

2. Individualismus in der christlichen Gemeinde

Der individualistische Zeitgeist klopft auch an die Türen unserer Gemeinden. Vielleicht hat der Individualismus weniger Auswirkungen in einer Gemeinde, in der seit Generationen die Frommen unter sich geblieben sind. Aber selbst da lebt man nicht völlig isoliert. Zum Beispiel erziehen auch christliche Eltern ihre Kinder nicht allein; es gibt viele Miterzieher: den Kindergarten, die Medien, die Gesellschaft insgesamt. Es bleibt nicht ohne Folgen, wenn eine zunehmende Zahl von Gemeindegliedern stark von diesem Zeitalter des Individualismus und der persönlichen Lebensentwürfe und Privatwerte geprägt ist. Ist die heranwachsende Generation vom Kindergarten an so geprägt worden, wird es für sie schwierig sein, die Leitungsverantwortung eines Ge-

meindeältesten zu akzeptieren oder selbst als Mitarbeiter Disziplin zu üben und durchzusetzen. Und das nicht, weil er irgendwie bössartig sein will oder weil er unbedingt einer ist, der gerne quer im Stall steht. Es geht ihm sofort gegen das Gefühl, wenn Einordnen verlangt wird. Das geht heute bis in christliche Werke hinein so. Manchmal muss man daran erinnern, dass Leitung nichts Schlimmes ist - und Disziplin und Sich-Einordnen auch nicht.

● Atomisierung

Der Individualismus bringt auch die Gefahr einer Atomisierung der Gemeinde mit sich. Er führt dazu, dass die Gemeinde aufgesplittert wird in lauter Interessen- und Meinungsgruppen, die dann nur noch lose miteinander verbunden sind. Ich erinnere mich, dass in den letzten Jahren viel die Rede war von Zielgruppen-Gemeinden. Der eine macht eine Gemeinde für Leute zwischen 20 und 40, im gehobenen oder im mittleren Management. Der andere macht eine Gemeinde für Randgruppen, der Dritte macht eine Gemeinde für Landfrauen und ihre Männer und so weiter.

Nun muss man dazu sagen, Zielgruppenarbeit ist ein wichtiges Element des Gemeindeaufbaus, wenn es um Evangelisation geht. Da ist es außerordentlich hilfreich, sich auf eine bestimmte Zielgruppe auszurichten und zu fragen: Wie kann ich diese Menschen für Jesus gewinnen?

Aber wenn sie für Jesus gewonnen sind, dann kommen sie (nach Galater 3,28) in eine Gemeinde, in der eben „weder Jude noch Griechen, arm oder reich, weder Mann oder Frau ist, sondern allzumal einer in Christus“. Da mussten in der Urgemeinde Sklaven und Herren in der gleichen Gemeinde zusammenleben und in Liebe zusammenstehen und so das Volk Gottes am Ort repräsentieren - ganz egal, ob sie sich vielleicht unter ihresgleichen wohler gefühlt hätten. Es geht in der Gemeinde nicht um das Ausleben des Individualismus, sondern um die Gemeinschaft des Gottesvolkes. Also: Zielgruppenevangelisation ist ganz prima! Zielgruppengemeinde ist unbiblich!

● Hausgemeinden

Hatte man in den 80er Jahren im Gemeindebau noch stark den Trend zur Megagemeinde - was übrigens nicht unbedingt der Individualisierung widersprechen musste, denn in diesen Riesengemeinden konnte natürlich der Einzelne untergehen - geht heute der Trend eher zur Zellgemeinde oder, was jetzt demnächst kommt, Hausgemeinde. Das muss nicht verkehrt sein. Diese Hauskirchen, die ja durchaus auf biblische Vorbilder zu verweisen vermögen, könnten Orte verbindlicher Gemeinschaft sein, aber sie könnten im Zeitalter des Individualismus auch zu Orten werden, an denen der Individualismus sich gerade ausprägt.

Das sähe dann so aus: Wenn sich einige besonders für Wahrheitsfragen interessieren - lass sie doch eine Hauskirche oder Zellgemeinde aufmachen, in der sich lauter Wahrheitsanwälte zusammenfinden. Wenn sich einige mehr für Gefühl und Erlebnis interessieren - lass sie ihre Zellgemeinde als Kuschel- und Erlebnis-kreis gestalten. So, wie im Grunde das Modell Hauskirche, Zellgemeinde dem Individualismus entgegenwirken könnte, im Sinne verbindlicher Gemeinschaft und im Unterschied zu anonymen Großgemeinden, könnte es aber, wenn man nicht aufpasst, gerade in diese individualistische Richtung gehen: Jedem das Seine! Und wenn es dem Einzelnen dann in dieser

Hausgruppe nicht passt, sucht er sich wieder eine, die dem aktuellen Geschmack entspricht.

● Mitarbeiterschaft

Auch bei den Mitarbeitern kann sich der Individualismus reichlich auswirken. Jeder setzt dann seine eigenen Schwerpunkte. Wenn jemand auf diesem Programm „Individualismus“ läuft, sein Individuum pflegt und in den Mittelpunkt stellt, wird solch ein Mitarbeiter immer wieder Schwierigkeiten haben, sich in ein Ganzes einzufügen. Er wird z.B. Probleme mit der Verbindlichkeit haben. Er wird sich ungern auf Dauer festlegen, verbindlich jeden Samstagmittag Jungenschar zu machen. Es ist vielerorts inzwischen nicht ganz einfach, in einer Zeit des Individualismus jemanden zu finden, der sich auf verbindliche Mitarbeit im Team einlässt. Man findet eher einen, der sagt: „Du kannst mich anrufen, wenn du mich brauchst. Ich sehe dann in meinem Tempus nach, ob ich gerade nichts anderes vorhabe, und wenn nichts anderes anliegt, kannst du mit mir rechnen.“ Auf dieser Basis findet man heute in der Gemeinde Gelegenheitsarbeiter, aber nur wenige, die Pflichten übernehmen. Manche, die in Leitungsfunktionen stehen, bekommen graue Haare, weil ihnen die Mitarbeiter fehlen, auf die sie zählen können, die sich verbindlich für längere Zeit festlegen und sagen: „Ich bin da! Du kannst dich auf mich verlassen!“

● Pflichtbewusstsein

Damit sind wir schon beim Thema „Pflichtbewusstsein“, das im Zeitalter des Individualismus alles andere als Konjunktur hat. Pflichtbewusstsein war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch groß geschrieben. In Deutschland, speziell in Preußen, hatte das Ernstnehmen von Pflichten eine ehrenvolle Tradition. Da hat der Einzelne, und das ist ja ein wesentliches Element des Pflichtbewusstseins, Bereitschaft gezeigt, seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse um des größeren Ganzen willen einmal zurückzustellen. Aber das ist in Zeiten des Individualismus schwierig geworden. Nach zwei Weltkriegen in diesem Jahrhundert ist Pflichterfüllung zum Teil zu Recht ins Gerede gekommen. Haben im Dritten Reich nicht manche vorher unbescholtenen Funktionsträger im Namen der Pflicht Gräueltat verübt? Richtig, dahin kann man kommen, ▶

wenn die Pflicht zum höchsten Wert, zum Götzen wird. Das Problem ist aber, dass sich diese Katastrophen von damals heute so auswirken, dass mancher heute überhaupt nicht mehr bereit ist zu sagen: „Hier gibt es ein Interesse, das über meinem Eigeninteresse steht und dem ich meine eigenen Prioritäten unterzuordnen bereit bin. Hier bringe ich mich verbindlich ein!“ Der Mangel an Pflichtbewusstsein wirkt sich nicht nur bei der Mitarbeit in der Gemeinde aus. Er ist auch einer der Gründe, warum Ehen heute so leicht zerbrechen. Wenn einer ganz stark auf dem Selbstverwirklichungsprogramm ist, fällt es ihm schwer, sich den Bedürfnissen und Notwendigkeiten eines Partners, einer Familie usw. ein- und unterzuordnen. Läuft etwas dem individuellen Interesse zuwider, gewinnt die Sehnsucht auszubrechen überhand. Dem Individualisten fällt es schwer, sich einem anderen Menschen durch gute und böse Tage verpflichtet zu wissen.

● Spaß

Ein anderer Trend ist heute, dass alles Spaß machen muss. So lange, wie etwas Spaß macht, mache ich es. An dieser Stelle mischt sich der Individualismus mit der Erlebnisgesellschaft. In der Erlebnisgesellschaft geht es um Empfindungs- und Erlebniswerte. Wenn etwas diesen Werten nicht mehr gerecht wird und keinen Spaß mehr macht, sucht das Individuum sich eben einen neuen Platz, der den richtigen Kick verspricht. Und auch das ist heute nicht nur bei der Mitarbeit in der Gemeinde ein Problem, sondern wirkt sich auch hinsichtlich Beruf und Ehe verhängnisvoll aus.

● Ausbildungsstätten

Vielleicht hat es auch etwas mit dem modernen Individualismus zu tun, dass es heute schwierig ist, begabte junge Leute für den vollzeitlichen Dienst im Reich Gottes zu gewinnen. Seit Anfang der 90er Jahre spüren wir das an den biblischen Ausbildungsstätten. Und ich möchte nicht wissen, wie sich das in 10 oder 20 Jahren auswirkt für die Mission oder für Gemeinden! Wir gehen auf die Zeit zu, wo wir, obwohl die Weltbevölkerung alle 15 Jahre um 1 Milliarde Menschen wächst und enorm viele Menschen in der so genannten Dritten Welt zum Glauben kommen, nicht mehr die Missionare haben werden, um auf den Missionsfeldern die Leute zu lehren und ihnen zu

helfen. Kaum jemand will sich heute darauf festlegen und sagen: „Ich möchte mit meinem Leben dienen – Gott dienen, der Gemeinde dienen.“ Es sind für den Einzelnen doch so viele Möglichkeiten offen. Der individualistische Mensch heute investiert sein Leben am liebsten da, wo ihm die Karriere die Erfüllung möglichst vieler eigener Wünsche ermöglicht. Und so beeinträchtigt der Individualismus nicht nur – wie oben beschrieben – die ehrenamtliche Mitarbeit in der Gemeinde, sondern auf Dauer auch die hauptamtliche Mitarbeit in Gemeinde und Mission.

3. Welche verheißungsvollen Seiten hat der Individualismus?

Bei allen Dingen sollten wir schauen, ob etwas, das uns Probleme macht, auch seine verheißungsvollen Seiten hat. Es ist ja nicht so, dass der (kommunistische oder nationalsozialistische) Kollektivismus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unser Ziel ist. Bei biblisch-nüchterner Betrachtungsweise zeigt sich, wie die verschiedensten Ideologien ihre Defizite haben und die Bibel eigentlich breiter ist. Welche verheißungsvollen Aspekte gibt es also im Blick auf den Individualismus?

● Gegen den Strom schwimmen

Ich erinnere an Martin Luther vor dem Wormser Reichstag. Da ist damals noch fast eine ganze Welt katholisch, und er steht allein mit seinem an die Schrift gebundenen Gewissen da und sagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Das war ein starkes Stück „Individualismus“ – wenn man es so nennen möchte. Luther hat nicht auf das eigene Urteil verzichtet und gesagt: „Es wird schon in Ordnung sein, was alle anderen sagen!“ Vielmehr ist er als Individuum bereit, gegen den Strom aller zu schwimmen. Und zwar, weil es biblisch richtig ist. Es gibt manchmal so eine Vereinnahmung durch den Strom dessen, was „man“ macht. Und da ist es wichtig, und ich meine auch biblisch gesprochen, dass sich der Einzelne nicht am Kollektiv orientiert, an dem, was die anderen meinen, sondern dass er fragt: „Was will Gott?“ Und diesen Weg, den Gott vorgibt, gilt es dann einzuschlagen – auch wenn das heißt, gegen den Strom zu schwimmen.

● Freiheit und Menschenwürde

Individualisierung hat in den letzten 150 Jahren für uns alle auch einen enormen Zuwachs an Freiheit und einen Gewinn an Menschenwürde gebracht. Es gab Situationen, gerade in den kollektivistischen Ideologien, in denen der Mensch wirklich nur als Kanonenfutter gesehen wurde. „Der Einzelne ist nichts – das Volk ist alles!“ So hieß es vor 60 Jahren. Ich denke, das ist nicht die Art und Weise, wie die Bibel den Menschen wertet. Der Mensch als Geschöpf ist wertgeachtet in Gottes Augen! Ideologien haben anders über Menschen gedacht und sind dann über Leichen gegangen. Gott sieht und wertet den Einzelnen als wertvoll und wichtig.

Früher, in der Ständegesellschaft, als es nur die drei Stände gab, war der Mensch festgelegt. Er konnte aus seinem Stand nur schwer heraus. Wer nicht von Geburt zur herrschenden Klasse, zum Wehrstand, gehörte, der kam da auch nicht hin. Nicht die Begabung, sondern die Herkunft entschied über die Zukunft. Oder wie waren die Menschen früher in der Dorf- und Sippengemeinschaft festgelegt! Auch religiös herrschten da enorme Zwänge. Bekehrte sich jemand aus ei-

nem katholischen Dorf, konnte das große Schwierigkeiten geben. „Was man tut“ – dagegen durfte man früher nicht abgehen.

Um ihres Glaubens willen wurden Menschen verfolgt und umgebracht. An dieser Stelle hat der Individualismus eine große Freiheit gebracht, das zu tun, was man als biblisch richtig erkennt. Manche kollektiven Zwänge gibt es auch heute noch in Sippen und Dörfern. Da führt Nicht-Anpassung noch zur Brandmarkung – im Unterschied zur Anonymität der Städte, die dem Individuum Freiraum geben. Natürlich wird diese Freiheit tausendfach missbraucht. Und doch hat sie ihre guten Seiten, wenn es darum geht, etwas tun zu können, was man aus biblischen Gründen als richtig erkennt. Da gab es früher doch eine unglaubliche Unfreiheit für den Einzelnen!

● Der Mensch – ein Original

Ein berechtigtes Ernstnehmen der geschöpflichen Individualität des Einzelnen ist von der Bibel her positiv zu sehen. Das heißt, Gottes jeweilige Schöpfungs idee ernst zu nehmen.

Der Einzelne mit seiner Individualität ist nicht als ein Störfaktor zu sehen, nur weil er ein bisschen anders als andere ist, sondern als Geschenk Gottes!

Gott hat jeden Menschen anders gemacht als die anderen. Jeder ist ein Original. Jeder ein Gedanke Gottes. Es steckt doch eine große Chance darin, wenn wir das ins Blickfeld bekommen.

Und auch wenn es um den Neuschöpfungsaspekt geht, sehen wir, dass, wo einer von Gott wiedergeboren wird zu einem neuen Leben, Gott jeden individuell begabte. Er gibt nicht allen die gleiche Gabe. Es gibt also Aspekte, wo wir aus guten, biblischen Gründen sagen müssen, es ist gut, den Einzelnen zu sehen und ihn nicht nur einzuordnen in irgendein Kollektiv.

Nun wollen wir abschließend fragen:

4. Wie können wir im Gemeindebau mit dem Individualismus umgehen?

● Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang

In einer Zeit des Individualismus haben wir im Gemeindebau die große Verantwortung, dass im Volk Gottes der biblische Grundsatz in Geltung bleibt: „Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang.“ In einer Zeit, in der Autorität abge-

baut worden ist, in der letztlich immer nur die Meinung des Einzelnen als seine Privatwahrheit gilt, ist es kein Wunder, dass selbstbestimmte Individualisten in unsere Gemeinden kommen. In dieser Situation muss durch Verkündigung und durch Gemeindepädagogik (vom Kindergottesdienst an über die Jugendarbeit bis in alle Gruppen) deutlich gelehrt werden: In der Gemeinde sind wir auf Gott ausgerichtet. Wir haben Ehrfurcht vor Gott. Wir wissen, er steht über uns. Er setzt die Werte. Er setzt die Wahrheit.

Das ist nicht leicht umzusetzen. Wir müssen das Thema Gottesfurcht in unserer postmodernen Zeit immer wieder betont ansprechen. Es heißt nicht umsonst in den biblischen Weisheitsbüchern: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Diese Grundsache ist in der Postmoderne zu verdeutlichen. Man muss über die Gottesfurcht nicht in abschreckender Weise sprechen, als ginge es um Angst vor Gott und darum, dass Gott uns nur bedrohen und einengen würde. Aber es muss gelehrt werden, dass es einen unendlichen Unterschied zwischen dem großen, heiligen Gott und uns begrenzten Menschen gibt. Gott ist im Himmel, wir sind auf der Erde. Gott ist Gott, und es gibt nur diesen einen. Dafür müssen wir argumentieren. Wir müssen gute Gründe nennen, warum es nur schief gehen kann, wenn sie ihre eigenen Ideen durchsetzen wollen und nicht das gelten lassen, was von Gott her gut ist und gilt. Also, werben wir für die Gottesfurcht!

Wenn die Gottesfurcht klar ist, dann ist auch klar: Wenn Gott die Werte und die Wahrheit setzt, dann ist wichtig, dass unsere Gemeinden um der Gottesfurcht willen ein klares Bekenntnis zu dem ablegen, was Gott in seinem Wort sagt. Es muss klar sein, wofür eine christliche Gemeinde/Gemeinschaft lehrmäßig steht. Gerade in einer Zeit, in der jeder seine individuelle Privatmeinung hat, muss eine Gemeinde verbindlich erklären, wofür sie steht um Gottes Willen zu tun. Gerade als evangelistische Gemeinden, die neue Leute aus der Postmoderne und dem Individualismus und aus der antiautoritären Gesellschaft heraus gewinnen will, müssen wir immer wieder verbindlich lehren, wofür wir stehen und was gilt.

● Das Prinzip der Liebe

Das andere, was wichtig ist, ist

das Prinzip der Liebe. Es ist wesentlich, dass Menschen, die in unsere Gemeinden kommen, lieben lernen. Lieben lernen, das heißt, vom Individuum wegkommen zum Du.

Auf einer Autofahrt hörte ich eine Diskussion im Autoradio. Es ging um den Ausbau des Frankfurter Flughafens, und dann meinte ein Professor in der Diskussion: „Wir können nicht erwarten, dass irgendein Mensch altruistisch ist.“ Er meinte: Wir können nicht davon ausgehen, dass irgendein Mensch sich darum schert, was für den anderen wichtig ist. Für jeden ist nur wichtig, was ihn selber betrifft. Also, warum soll ich mich bei dem Interessenkonflikt im Rhein-Main-Gebiet, der sich um Wirtschaftsinteressen und Lärmbelästigung dreht, darum kümmern, was die anderen bewegt? Jeder soll für seinen Standpunkt auf die Barrikaden gehen. Wenn in der Individualgesellschaft dieser Altruismus, dieses Sich-Beschäftigen-mit-dem-anderen, nicht mehr gegeben ist, dann setzt jeder seinen Kopf durch. Und die, die den härtesten Kopf haben, setzen sich am besten durch.

Aber in der Gemeinde müssen wir lernen zu lieben. Wir müssen fragen: „Wie geht es dem anderen? Was sind seine Bedürfnisse?“ So kommen wir über den bloßen egoistischen Individualismus hinaus.

● Ernstnehmen Gottes, als Schöpfer menschlicher Individualität

Drittens nehmen wir in der Gemeinde ernst, dass es Gott, dem Schöpfer, in seinem Ideenreichtum gefallen hat, Menschen unterschiedlich zu schaffen. Versuchen wir nicht, Menschen wie Industriekartoffeln aus den Großküchen zu formen, die alle gleich kugelrund geschält aussehen. Wir müssen wirklich nicht alle gleich rund machen in unserer Gemeinde. Schauen wir doch nicht nur negativ auf das Anderssein der Einzelnen und verzichten wir doch darauf, zu wünschen: Wenn doch alle wären wie ich, dann wäre alles gut in dieser Gemeinde! Freuen wir uns daran, dass Gott Menschen unterschiedlich gemacht hat, und fragen wir im Gebet: Was hat Gott sich dabei gedacht, dass er auch unsere Mitarbeiter so unterschiedlich gemacht hat?

Ich denke, es würde unserer Glaubwürdigkeit gut tun, wenn wir nicht nur gegenüber dem Individualismus und seinen Gefahren reagierten und nach dem Motto handelten: Wenn das Boot heute links zu kentern droht, lehne ich mich instinktiv ganz weit nach rechts! Im übertragenen Sinn: Wenn heute der Individualismus blüht, werden wir im Kontrast dazu dafür sorgen, dass jeder in unserer Gemeinde im Gleichschritt marschiert! Es könnte sein, dass wir uns so einiger Dinge berauben würden, die Gott uns schenken will. Wenn wir dagegen dafür zu danken beginnen würden, dass Gott alle individuell unterschiedlich ge-



macht hat – Männer und Frauen unterschiedlich, und von ihnen wieder jeden einzigartig – und wenn wir fragen würden: „Lieber Herr, was hast du dir dabei gedacht? Was ist denn der Reichtum, den du uns damit geschenkt hast?“, dann könnte das ein wichtiger Schritt im Gemeindebau sein.

Ich bin überzeugt, dass unsere Welt, die so enttäuscht ist von menschlichen Ideologien und Autoritäten, darauf achtet, wie wir mit Menschen umgehen, ob wir wirklich ernst machen mit dem Respektieren des Einzelnen als Ebenbild Gottes. Nicht nur das ungeborene Leben gilt es zu schützen, sondern ebenso das geborene Leben zu achten.

Manchmal scheint uns letzteres viel schwerer zu fallen, wenn Menschen so anders sind oder uns auf die Nerven gehen. Wie tragen wir dann Konflikte aus? Wie steht es um unsere Freude an der geschöpflichen Originalität des Einzelnen? Und auf der anderen Seite: Gelingt es uns, als Individuen miteinander in tragfähiger Gemeinschaft zu leben?

Gott hat den Menschen viel breiter angelegt, als es der moderne Individualismus in seiner Verengung des Menschen auf den Einzelnen suggeriert. Der Mensch ist eben nicht nur einer, der sich als Individuum wohl fühlt. Letztlich ist er nicht dafür gemacht, einsam auf der Bühne seines Lebens zu stehen.



Das Streben nach Freiheit, das sicher geschöpfllich in uns liegt, ist nur die eine Seite dessen, was Gott in den Menschen hineingelegt hat. Aber dem entspricht auf der anderen Seite ein tiefes Bedürfnis nach Bindung. Die Entfaltung der Individualität, die Gott in einen Menschen hineingelegt hat, ist eine wichtige Sache. Aber dass Gott auch Gemeinschaften gegeben hat - die Gemeinde, die Familie, das Volk - ist genauso wahr. Beides kann sich wunderbar ergänzen.

● **Das Ernstnehmen Gottes als Geber vielfältiger Gaben**

Und dann gehört als Viertes das Ernstnehmen Gottes als des Gebers vielfältiger Gaben noch dazu. Gabe darf hier nicht mit Gusto, also dem persönlichen Geschmack, verwechselt werden. Sicher, wenn wir unsere Gabe ausüben können, ist das sicher auch befriedigend und etwas sehr Schönes. Aber es gibt auch schwierige Situationen, in denen wir unsere Gabe ausüben haben. Gabe widerspricht nicht dem, was ich vorhin Pflichtbewusstsein und Opferbereitschaft nannte. Gott hat unterschiedlichen Leuten unterschiedliche Gaben gegeben. Im Gemeindebau ist es von großer Bedeutung, dass wir unsere Mitarbeiter ihren Gaben gemäß einsetzen.

Es wäre wenig sinnvoll, wenn mich jemand verpflichten würde, Kinderarbeit zu machen. Ich kann so viele Dinge viel besser als Kinderarbeit und kann damit viel besser dienen. Noch schlimmer wird es, wenn man seine Mitarbeiter nicht nur gabenwidrig einsetzt, sondern sie dann auch noch (gut pietistisch) zur - lebenslangen - Treue in einer Aufgabe verpflichtet, die andere viel besser erfüllen könnten. Es muss vielmehr heißen: „Sei treu in dem, wofür Gott dich begabt hat! Dann nimm auch Opfer auf dich und diene dem anderen mit dieser Gabe. Verwirkliche dich nicht selbst mit deiner Gabe. Lass dich einbinden in das Ganze der Gemeinde.“

Es gibt im Übrigen auch die Leitungsgabe. Sie ist da, wo sie ausgeübt wird, in unseren Gemeinden anzuerkennen - auch in einer Zeit des Individualismus, in der Leitung von vielen eher negativ gesehen wird. Wir müssen gerade heute durch Verkündigung und durch

Gemeindepädagogik lehren, dass Leitungsgaben anerkannt werden, weil Gott es will. Diejenigen, die eine Leitungsgabe von Gott haben, soll man auch leiten lassen um des Ganzen willen. Und solche Leitung wiederum schätzt, fördert und integriert die Einzelnen mit ihrer geschöpfllichen und gabenmäßigen Individualität.

In diesem Horizont haben wir große Chancen, in einer Zeit des Individualismus mit Augenmaß den Weg des gemeinschaftsbetonnen Gemeindeaufbaus zu gehen - eines Weges, der Einheit und Vielfalt verbindet, der eine Alternative ist zum egozentrischen Individualismus und zum diktatorischen Kollektivismus. Ich ermutige uns, in diesem Sinne alternativ zu leben, als Vorhut des Reiches Gottes in dieser Zeit.

Dr. Helge Stadelmann 

Abdruck aus „Licht und Leben“

... ich kann doch nicht einfach „du“ sagen!

Was ich von Richard Müller gelernt habe ...

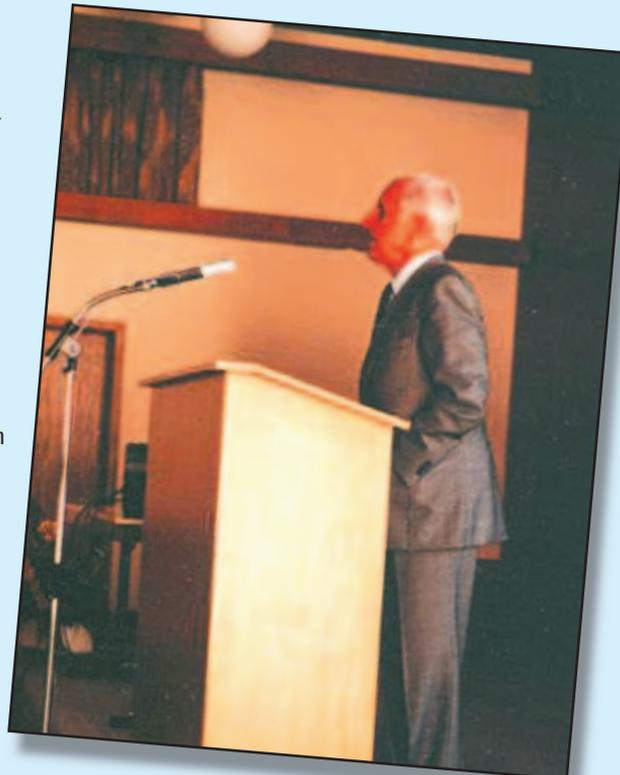
Nein, das finde ich ungeheuer, wenn junge Leute Ältere einfach mit „du“ anreden. Und so war es für mich selbstverständlich, Bruder Müller ordentlich mit „Sie“ anzureden. Damals, als ich als sehr junger Mann in den 60er Jahren Richard Müller kennen lernte. Er war aus Lüdenscheid zur Zeltevangelisation nach O. gekommen, und ich durfte während dieser Zeit die „Psalmepumpe“, ein Harmonium bedienen, das je nach Intensität der Luftfeuchtigkeit im Missionszelt den Geist aufgab, weil die Tasten klemmten. Damals ahnte ich noch nicht, dass dieser „Bruder Müller“ mir entscheidende Impulse für mein Leben als Christ und als Mitarbeiter gab ...

Bruder unter Brüdern ...

Jahre später suchte ich als überörtlicher Jugendmitarbeiter meinen Weg im Dickicht der unterschiedlichen Interessen. Kein Wunder, dass ich schon bald die ersten Schläge vors Schienbein bekam, denn ich konnte nicht allen kritischen Prinzipienreitern ausweichen ...

Den Kontakt zu „Bruder Müller“ lernte ich dagegen sehr schätzen. Er suchte nicht die Distanz, nicht ein Respektverhältnis, sondern die brüderliche Nähe. Er war einer der wenigen, der bald zu mir sagte: „Mach aus mir keinen alten Mann! Sage einfach Richard zu mir!“

So wurde Richard Müller für mich ein Bruder und Freund, bei dem ich merkte, dass er von sich selbst gering dachte. „Wir haben nur ein Recht als Christen: Das Recht auf uns selbst aufzuge-



ben!“ Ihm ging es immer um die Sache. Nicht um Machtpositionen. Nicht um große Menschen. Er stellte sich nicht hierarchisch über andere. Und ich ahnte recht bald, warum das so war. Trotz des unkomplizierten Miteinanders hatte ich sehr hohen Respekt vor ihm.

Während einer Abendveranstaltung im Rahmen einer Dillenburger Konferenz vergaß der Bruder, der für die Begrüßung zuständig war, am Anfang zu beten. Ich hatte den Abend zu moderieren und habe das in der Aufregung auch nicht bemerkt. Eigentlich sollte es schon weitergehen, als Richard Müller kommentarlos einen Zettel aufs Podium schob: „Gebet?“ So konnte das Vergessene nachgeholt werden. Nach dem Abend bemerkte Richard Müller nur: „Mit der Gnade Gottes ist doch alles gut gelaufen!“ Es war ihm wichtig, dass wir uns gegenseitig helfen, Fehler vermeiden oder gemeinsam „ausbaden“. Er mochte es nicht, wenn sich Leute als fehlerlose Perfektionisten präsentieren.

Gott, und immer wieder Gott

Mir war bekannt, dass Richard Müller als Denker gerne philosophisch ausgerichtete Bücher gelesen

hat. Aber die wirklich großen Themen waren Gott und Jesus Christus. Gottes große Liebe und Heiligkeit – darüber wurde immer wieder gesprochen. Dieser Gott war aber nicht nur ein interessantes Thema zum Reden und Diskutieren. In den gemeinsamen privaten Gebetszeiten begriff ich, wie sehr Richard Müller diesen Gott verehrte und liebte. Damals schoss es mir durch den Kopf: „So kennst du Gott noch nicht! So kannst du Gott noch nicht anbeten!“, aber es war für mich der entscheidende Impuls, mich auch auf den Weg zu machen, Gott und Jesus Christus mehr zu erkennen. „Für viele Christen ist Gott nur die Ableitung von einem Bibeltext“, sagte Richard Müller, „aber wie kann man einen Gott lieben, der nur die Ableitung von einem Bibeltext ist?“ Deutlich unterschied Richard Müller das rein verstandesmäßige Wissen über Gott von der Erkenntnis Gottes selbst als Person. Damals ahnte ich, dass sich zwischen Gott und Mensch mehr ereignen kann. Dann, wenn Gott sich uns offenbart. „Denn der Gott, der einst aus der Finsternis Licht leuchten hieß, hat das Licht auch in unseren Herzen aufstrahlen und uns die Herrlichkeit Gottes im Angesicht von Jesus erkennen lassen“ (2. Korinther 4,6).

„Über diese Dinge kann ich nur mit sehr wenigen reden“, vertraute Richard mir an. „Aber eigentlich ist das das Wichtigste! Nicht, dass wir die ‚Haushaltungen‘ studiert haben, was interessant sein kann. Aber was wirklich fehlt und wichtig ist, ist Erkenntnis Gottes!“



Richard Müller
*1910 †1995

„Wir müssen Gott so stark vertrauen, dass er alles tut und es auf uns überhaupt nicht ankommt! Und zugleich wollen wir uns selbst so anstrengen, als würde Gott uns nicht helfen ...!“

Richard Müller

Richards Auffassung war, dass das auch unsere Gemeinden revolutionieren würde. Alle Trägheit und Inkonsequenz würde verschwinden, wenn Gott nicht nur theologisch begriffen wird, sondern sich in uns offenbaren kann. Er zitierte oft: *„Dann wird nicht mehr einer seinen Nächsten oder einer seinen Bruder lehren und sagen: Erkennt den HERRN! Denn sie alle werden mich erkennen von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten, spricht der HERR.“* (Jeremia 31,34)

Ein Glaube, der Neues wagt ...

„Ist das eigentlich richtig, was wir tun? Müssen wir nicht darüber nachdenken, ob Gott das heute so haben will? Warum tun wir das so, und nicht anders?“

Bis ins hohe Alter hinterfragte Richard Müller alle Dinge, die hinterfragt werden können und müssen. Er war für Veränderungen und neue Wege aufgeschlossen. Fasziniert arbeitete er bei den Kurzbibelschulen mit missionarischen Einsätzen mit. Er unterstützte Neuerungen, wo andere bremsen. Sein unkomplizierter Glaube wirkte auf junge Leute ermutigend! Und das ist bis heute ein gutes Kennzeichen, wenn junge Leute ältere Christen schätzen! Richard war durch seine geistliche Frische auch mit fast 70 Jahren „unser bester Jugendmitarbeiter“! Das war damals die gängige Meinung. Ist das vielleicht ein entscheidendes Qualitätsmerkmal, wenn ältere Christen eine hohe Akzeptanz bei jungen Leuten haben?

Ein Glaube, der das Beste gibt

„Wir müssen Gott glauben und so stark vertrauen, dass er alles tut und es auf uns überhaupt nicht ankommt! Und zugleich wollen wir uns selbst so anstrengen, als würde Gott uns nicht

helfen ...!“ Dieses Prinzip hat Richard Müller uns und mir förmlich „eingehämmert“. Jedes „billige Vertrauen“, jede Inkonsequenz waren ihm zuwider. Er konnte sich richtig aufregen, wenn bewusst Mängel geduldet wurden. Bei einem Zelteinsatz war bekannt, dass die Zelthaut nicht mehr richtig dicht hielt. Wie peinlich, wenn die Leute nass werden, während die frohe Botschaft verkündigt wird. So etwas war für Richard Müller unverständlich. „Soll ich den Leuten etwa sagen, dass sie bei Regen nicht kommen sollen?“

Bei den Kurzbibelschulen übten die Brüder das Predigen. Das war 1980 schon relativ mutig. Richard sagte „Ich habe immer Stichpunkte bei meinen Predigten! Ich kann es nicht verantworten, dass im entscheidenden Moment ein wichtiger Gedanke vergessen wird!“

Besser und präziser für Gott! Das Beste müssen wir geben! Das war seine Glaubensdevise. Diese „latente“ Unzufriedenheit kennzeichnete Richard Müller und führte zur bekannten Qualität seiner Vorträge und Dienste.

So habe ich von Richard Müller gelernt, auch auf ein gewisses Risiko hin, neue Wege einzuschlagen, neue Seminarformen auszuprobieren und Projekte zu starten. Und oft war Richard Müller dabei, bevor sich der Erfolg einstellte und dann plötzlich auch viele andere Leute „immer dafür waren ...“

Ein Glaube, der auch kämpfen kann

Die gab es einfach für Richard Müller auch: die unaufgebbaren biblischen Wahrheiten. Trotz aller Flexibilität hatte der Glaube von Richard Müller eine feste Grundlage. Über die biblischen Eckpunkte konnte man mit ihm nicht

diskutieren. Die standen fest. Und da konnte er auch unbequem werden. Nicht polemisch oder unbrüderlich, aber hart in der Sache.

Aber ebenso intensiv kämpfte Richard für das Evangelium. Er wollte sich nicht damit abfinden, wenn sich niemand durch seine Predigten bekehrte. Das ließ ihn hin und wieder verzweifeln und er überlegte, woran das liegen konnte. Er unterstützte die (modernen) Anfänge des „Mobilen Treffpunkts“ und alle sinnvollen Formen, Menschen für Jesus Christus zu gewinnen. Seine Art, auch geistliche Dinge logisch zu begründen, half vielen kritischen Menschen, Vorurteile gegen den Glauben abzubauen.

Fazit

Ich bin dankbar für diesen Glauben, den ich bei Richard Müller gesehen habe. Einen Glauben, der mich herausforderte, stärkte und selbst neugierig machte, mehr zu erwarten! Von einem Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist und der große Wunder tut.

Und nicht erst zum Schluss frage ich mich, welchen Glauben andere bei mir sehen, welche geistliche Standhaftigkeit und Flexibilität ich habe und ob gerade jüngere Christen von mir lernen können.

Dieter Ziegeler



Sein Leben wagen

Einer der Großen?

Wer waren die großen Gottesleute im Neuen Testament, die sich ganz für den Herrn eingesetzt haben? Da braucht man nicht lange zu überlegen. Josef – Maria – die zwölf Apostel – Stephanus – Paulus – Jakobus – Timotheus – Titus, alles Leute, die bereit waren, Gott ihr Leben zu geben und die Gott in besonderer Weise gebraucht hat.

In diesem Beitrag soll es jedoch um keinen von ihnen gehen, sondern um einen Mann mit Namen Epaphroditus. Ach ja, der wird im Neuen Testament auch irgendwo erwähnt – wo war das noch? Richtig, im Brief an die Philipper, Kapitel 2,25–30.

Nur ein Geldbote?

Und was hat Epaphroditus getan? Er hat einmal von der Gemeinde in Philippi Geld zu Paulus gebracht, dessen Empfang der Apostel bestätigt: „Ich habe aber alles erhalten und habe Überfluss, ich habe die Fülle, da ich von Epaphroditus das von euch Gesandte empfangen habe, einen duftenden Wohlgeruch, ein angenehmes Opfer, Gott wohlgefällig“ (Philipper 4,18). Übrigens: Paulus streicht das Geld nicht mit einem beiläufig gemurmelt „Danke“ ein, sondern bedankt sich in dieser überschwänglichen Weise für die Gabe, die letztlich Gott zugewendet worden ist.

Auch wir dürfen gewiss sein, dass Gott jeden Euro, der für sein Werk gegeben wird, in rechter Weise wertet.

Paulus stellt diesen Mann ganz groß heraus. Dabei lesen wir über ihn nichts davon, dass er ein überragender Prediger war oder dass er Menschen für den Herrn gewonnen hat. Er war „nur“ ein Geldbote. Wer erwähnt denn heute diejenigen, die einem Reisebruder oder Evangelisten Geld

von der Gemeinde übergeben?

Nun ja, im Vergleich zu Epaphroditus bestehen denn doch beträchtliche Unterschiede. Zunächst die Entfernung. Zwischen Philippi und Rom, wo Paulus festgehalten wurde, liegen 1000 km Luftlinie. Es bestand damals noch keine direkte Flugverbindung zwischen beiden Städten, nicht einmal eine Postkutsche fuhr diese Strecke. Mindestens einen Monat wird Epaphroditus für diesen Weg gebraucht haben.

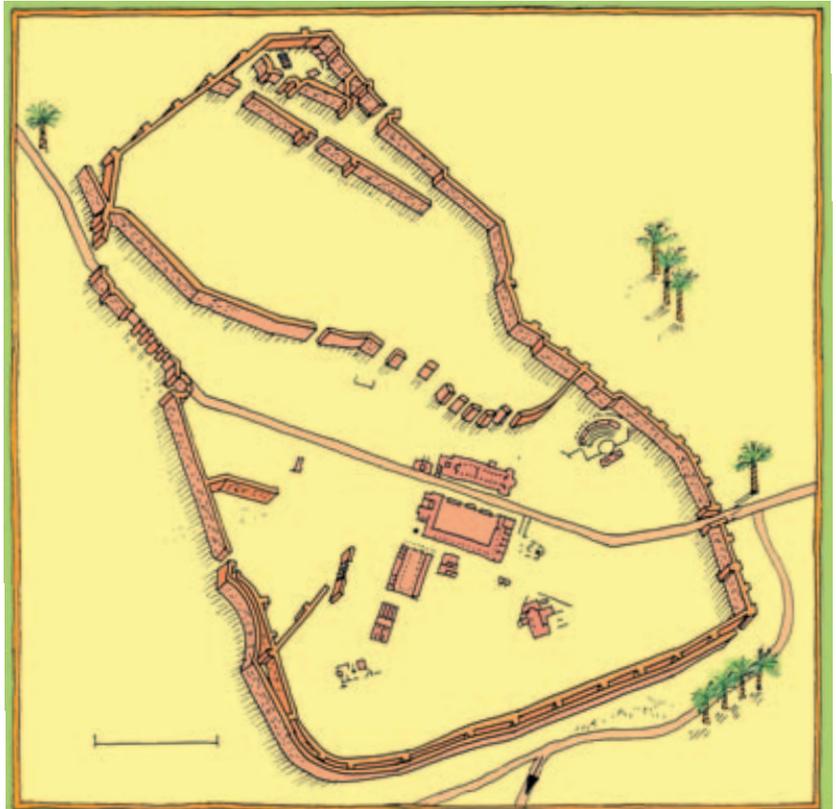
Doch die Entfernung war nicht die einzige Schwierigkeit. Hitze, Unwetter und die Gefahr, ausgeraubt oder umgebracht zu werden, waren ständige Begleiter. Und wo gab es Unterkünfte für die Nacht? Das alles machte die Reise zu einem echten Abenteuer.

Und in Rom? Wo sollte Epaphroditus den Apostel suchen? Straße und Hausnummer werden ihm kaum bekannt gewesen sein. Zudem war Paulus ein Häftling, wenn auch nicht im Gefängnis, sondern „nur“ unter Hausarrest

mit einem Bewacher. Mir jedenfalls hätte solch ein Botendienst manche schlaflose Nacht bereitet.

Und dann das Schlimmste

Paulus schildert dann noch ein besonderes Unglück, von dem Epaphroditus betroffen war – er wurde krank. Und das war nicht nur eben eine Erkältung oder eine



oben: Stadtplan von Philippi. Zeichnung: Konni Alberts



Torbogen im historischen Philippi.

Magenverstimmung, sondern es ging um Leben oder Tod. Paulus schreibt nicht, ob Epaphroditus schon krank bei ihm angekommen ist oder erst in Rom krank wurde. Falls er schon unterwegs erkrankte, machte das die Reise noch schwieriger.

Sollte er umkehren? Sollte er weiterreisen? Sollte er warten, bis es besser würde? Epaphroditus ist jedenfalls weitergereist. Doch als Schwerkranker unter den damaligen Umständen unterwegs zu sein, war eine für uns kaum vorstellbare Tortur.

Aber in Rom bei Paulus, da musste doch alles gut werden. Denn wie viele Kranke hatte dieser bisher schon geheilt, zuletzt noch auf Malta während seiner Reise nach Rom. Doch bei Epaphroditus schreibt Paulus nichts von einer solchen Wunderheilung, vielmehr von großer Traurigkeit und offensichtlicher Hilflosigkeit, die den Apostel angesichts dieser Not beschwerte. Und das ist eines der Geheimnisse der Wege Gottes mit seinen Kindern, insbesondere mit solchen, die sich ihm ganz weihen: Er bewahrt sie nicht vor Leid und Not, sondern würdigt sie im Gegenteil, ein besonderes Maß an Leiden zu tragen. So erging es vor allen anderen unserem Herrn Jesus Christus, so erfuhren es die Apostel und so erleben es Diener Gottes bis heute.

Überragende Zeugnisnoten

Seinen Brief an die Philipper, den Epaphroditus wohl selbst überbracht hat, verbindet Paulus mit einem Zeugnis über diesen Boten. Die Noten, die er dabei erteilt, kann längst nicht jeder der „Großen“ im Werk Gottes vorweisen. Er bezeichnet ihn als seinen Bruder, Mitarbeiter, Mitstreiter und Diener und als Abgesandten der Philipper. Er erfreute sich der Gemeinschaft mit ihm und würdigte den selbstlosen Einsatz im Werk Gottes.

Wie muss den Apostel solche Hingabe bewegt und erfreut haben! Das zeigt sich auch an dem Mittei-

den, das der Apostel bei der Erkrankung dieses Bruders zum Ausdruck bringt. Paulus wertet dessen Einsatz ungemein hoch: *„Denn um des Werkes Christi willen ist er dem Tod nahe gekommen und hat sein Leben gewagt“* (Philipper 2,30). Folglich muss die Erkrankung ihre Ursache in der Reise oder dem Romaufenthalt gehabt haben, und das streicht Paulus als besonderen Verdienst des Epaphroditus heraus.

Er belässt es aber nicht nur bei seinem Lob, sondern empfiehlt diesen Diener den Philippern ganz besonders: *„So nehmt ihn nun auf in dem Herrn mit aller Freude und haltet solche Menschen in Ehren“* (Philipper 2,29).

In der Bibel finden wir es häufig, wie Menschen öffentlich gelobt und besonders herausgestellt werden. Genauso werden andere aber auch öffentlich getadelt. Beides ist bei uns kaum mehr zu finden. Wir scheuen uns, andere zu loben, denn das könnte sie ja hochmütig machen. Und die zu lobenden sind auch so bescheiden, dass sie jede Ehrung von sich weisen, denn alles Lob gebührt ja nur dem Herrn. Doch solche Zurückhaltung im Loben und die Bescheidenheit, sich loben zu lassen wirken gekünstelt, entsprechen jedenfalls nicht der biblischen Praxis.

Und jemanden öffentlich tadeln? Das würde vermutlich Ärger geben! Im Gegensatz zum Lob bringen wir Tadel zwar durchaus noch an, aber nur verstohlen Dritten gegenüber. Eine Rückkehr zur biblischen Wahrhaftigkeit würde manchem Dienst für Gott ganz gewiss förderlich sein.

Wie viel wage ich?

Epaphroditus war kein Apostel; wir lesen nichts davon, dass er überhaupt predigte und er zählte

wohl auch nicht zum „Leitungskreis“ der Gemeinde in Philippi. Sein schlichter Botendienst wird aber von Gott ganz hoch bewertet. Bis heute unverzichtbar im Werk Gottes sind solche Dienste im Hintergrund. Reinigen, Herichten und Instandhalten der Versammlungsräume, Fahrdienste, Verwaltung der Finanzen und organisatorische Aufgaben im örtlichen und überörtlichen Bereich, Organisation von Veranstaltungen, Besuche bei Kranken, Alten und Alleinstehenden – all diese und manche andere Aufgaben stehen nicht im Rampenlicht des Gemeindelebens. Sie werden aber vor Gott wertvoller sein als eine wenig bewirkende Predigt am Sonntag vor vielen Geschwistern.

Epaphroditus wagte bei seinem geistlich nicht besonders herausragendem Auftrag sein Leben. Wie wichtig nehmen wir unseren Einsatz für das Werk Gottes? Wie sorgfältig führen wir es aus? Wie viel lassen wir es uns kosten?

Epaphroditus ist ein herzbewegender Hinweis auf unseren Herrn, der sein Leben nicht nur gewagt, sondern es tatsächlich geopfert hat.

Otto Willenbrecht

Der Tod von Papst Johannes Paul II. und die Wahl eines deutschen Nachfolgers haben in der internationalen und deutschen Medienlandschaft eine bisher nicht gekannte Auswirkung gehabt. Zeitweise traten hinter den Meldungen und Berichten aus Rom alle anderen Informationen zurück, und auch weiterhin wird das allgemeine Interesse am Vatikan wach gehalten werden. Christen werden sich angesichts dieses Tatbestandes fragen, was zum Papsttum von den geschichtlichen Fakten her und vom biblischen Standpunkt aus zu sagen ist.

Entstehung des Papsttums

Als „Nachfolger Petri“ und „Stellvertreter Christi“ haben sich die Päpste stets auf das Zeugnis des Neuen Testaments (Matthäus 16,18f; Lukas 22,32; Johannes 21,15ff; 1. Korinther 15,5) berufen: „*Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Gemeinde bauen*“ usw. Der Aufenthalt und Märtyrertod des Petrus in Rom z. Zt. der ersten Christenverfolgung (unter Nero um 65 n.Chr.) ist zwar nicht in der Bibel, aber historisch mit einiger Wahrscheinlichkeit bezeugt. Insofern verstand sich von Anfang an der Bischof von Rom als des Apostels Nachfolger auf dem „Stuhl Petri“, und er genoss seit dem 2. Jahrhundert im lateinischen Westen des römischen Imperiums einen zwar nicht rechtlichen, aber doch einen gewissen geistlichen Vorrang, was durch die Bedeutung Roms als Hauptstadt des Weltreiches noch verstärkt wurde. Wurden nun in der frühen Christenheit die Bischöfe in kirchenlateinischer Sprache allgemein „papa“ (= Vater) genannt, wie wir auch heute noch von „Vätern in Christus“ sprechen, so bürgerte sich in den folgenden Jahrhunderten ein, nur noch den römischen Bischof so zu bezeichnen, woraus in unserer Sprache „Papst“ wurde.

Vom Herrscheranspruch zur Kirchenspaltung

Allerdings waren die Bischöfe im griechischen Osten des römischen Weltreiches durchaus nicht geneigt, dem Bischof von Rom ir-

gendeine Vorrangstellung einzuräumen. Die führenden Männer, die Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien, betrachteten ihn höchstens als gleichberechtigten Patriarchen des Westens, und als der beanspruchte, in Lehrfragen die höchste Instanz für die Gesamtkirche zu sein, erregte er ihren entschiedenen Widerspruch.

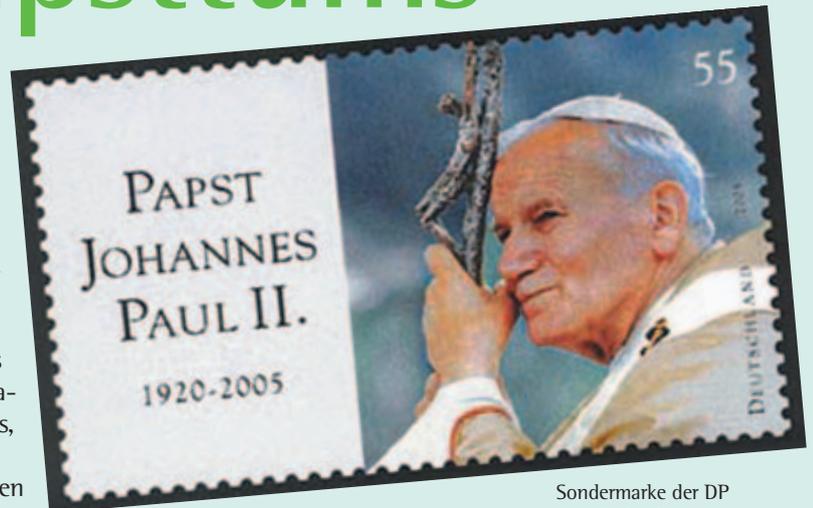
So hatte sich der Papst schon um 190 durch eine eigenwillige Festsetzung des Ostertermins in den heftigsten Gegensatz zu den Patriarchen des Ostens gebracht (vgl. den um mehrere Wochen späteren Ostertermin in der Griechisch-Orthodoxen Kirche!), und als die Hauptstadt des römischen Weltreiches im 4. Jahrhundert nach Konstantinopel, also in den Osten, verlegt wurde, dachte der dortige Patriarch erst recht nicht daran, den Papst als übergeordnete Autorität anzuerkennen. Die Teilung des Imperiums in ein West- und ein Ostreich (395) und der Untergang des weströmischen Kaisertums (476) in den Wirren der Völkerwanderung, als Germanenvölker den Westen eroberten, trugen ebenfalls dazu bei, dass der Anspruch des Papstes auf den Primat, d.h. auf den universalen geistlichen und rechtlichen Vorrang (von Papst Leo I., 440-461, ausdrücklich formuliert), von der Ostkirche abgelehnt wurde. Man

bestand darauf, dass Lehrfragen wie bisher auf einem Konzil aller Bischöfe zu entscheiden seien.

Nachdem sich schließlich Papst und Patriarchen gegenseitig mehrfach gebannt hatten, kam es zur Kirchenspaltung (1054), als der Papst die gesamte Ostkirche exkommunizierte. Seitdem gehen die Römisch-Katholische (= allgemeine) Kirche im Westen und die Griechisch-Orthodoxe (= richtig lehrende) Kirche sowie die orientalischen Nationalkirchen (z.B. die Armenische) getrennte Wege.

Aufstieg im abendländischen Mittelalter

Aber auch im Westen war der Papst außerhalb Italiens in den aus der Völkerwanderung hervorgegangenen Germanenreichen zunächst nicht unbedingt anerkannt. Erst den angelsächsischen und auch irischen Missionaren, die seit Papst Gregor I. d.Gr. (590-604) in Abhängigkeit vom Papst arbeiteten (z.B. der Angelsachse Winfried-Bonifatius, der „Apostel der Deutschen“, 672-754), gelang es, die west- und mitteleuropäi-



Sondermarke der DP zum Tod Johannes Pauls II



schen Völker in der Katholischen Kirche unter dem Primat des Papstes zusammenzufassen, wobei er sich auf die ununterbrochene „Sukzession“ (= Nachfolge) auf dem „Apostolischen Stuhl“ seit Petrus berief.

Als der Papst Weihnachten im Jahr 800 den Frankenkönig Karl d.Gr. zum Kaiser des Westens krönte, hatte der Bischof von Rom auch politisch eine beachtliche Stellung erreicht, die durch die deutschen Kaiser von Otto I. d.Gr. (936-973) bis Heinrich III. (1039-1056) noch verstärkt wurde, so dass sich der Papst schließlich mit deutschen Kaisern einen erbitterten Kampf um die Macht im Abendland liefern konnte.

1077 musste ein exkommunizierter Kaiser Heinrich IV. (1056-1106), einen Bußgang nach Canossa antreten, und der Staufer Friedrich II. (1215-1250) stand mehrfach unter des Papstes Bann, der in den letzten Regierungsjahren Friedrichs nicht mehr aufgehoben wurde.

Wie wird man Papst?

In jener Zeit wurde auch die Form der Papstwahl fest-

gelegt. Während bis dahin Klerus und Volk von Rom den Papst gewählt hatten, wurde im Jahr 1059 vom Papst bestimmt, dass die Wahl hinfort durch die vom Papst ernannten Kardinalbischöfe zu erfolgen habe. 1179 wurde die Zweidrittel-Mehrheit für eine gültige Wahl bestimmt, für die heute nach dem 34. Wahlgang auch eine absolute Mehrheit möglich ist. Damals wurde es auch üblich, dass der Papst nach erfolgter Wahl einen neuen Namen annahm. Die heutige im Ganzen mit den mittelalterlichen Bestimmungen konforme Wahlordnung wurde 1975 durch Paul VI. (1963-1978) festgelegt.

Unaufhaltsamer Niedergang im Spätmittelalter

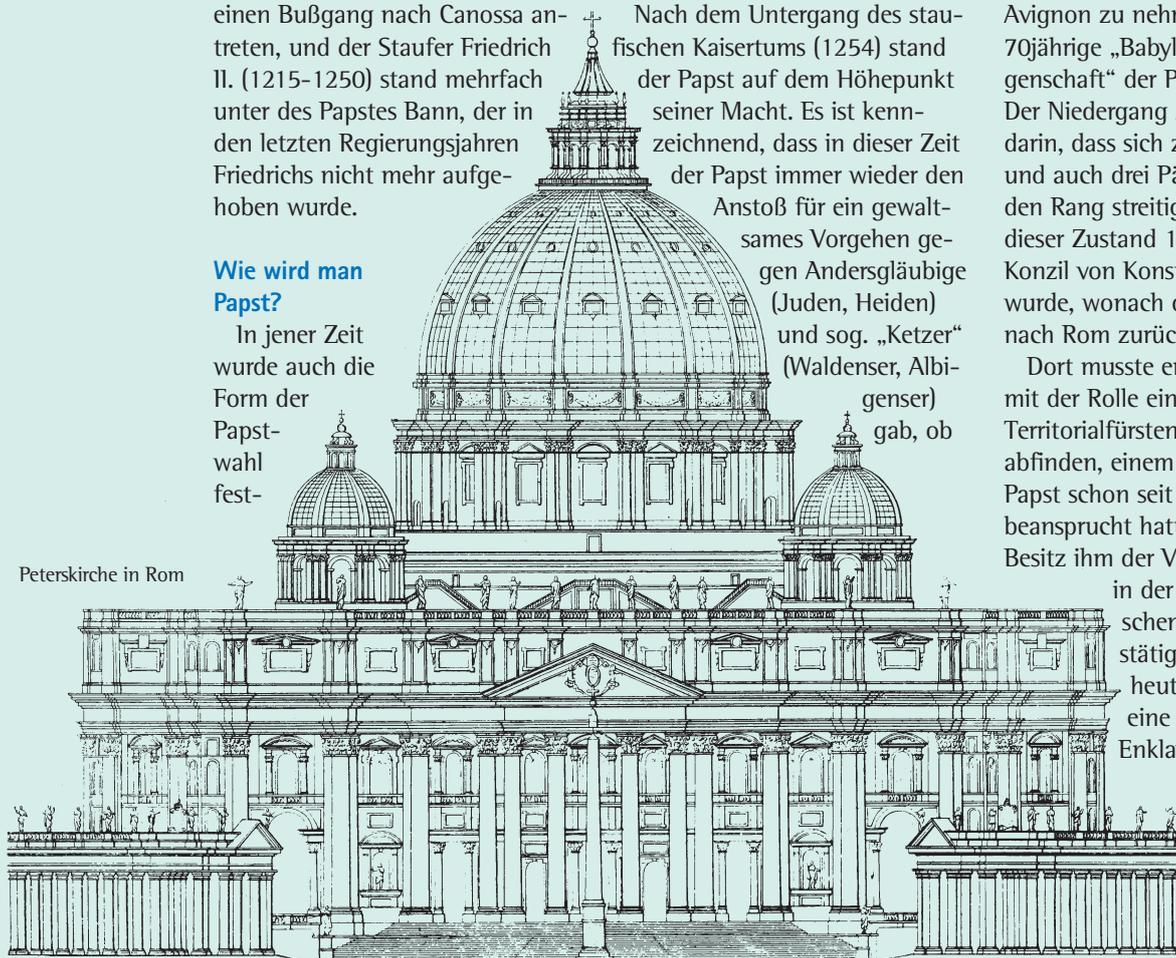
Nach dem Untergang des staufischen Kaisertums (1254) stand der Papst auf dem Höhepunkt seiner Macht. Es ist kennzeichnend, dass in dieser Zeit der Papst immer wieder den Anstoß für ein gewalt-sames Vorgehen gegen Andersgläubige (Juden, Heiden) und sog. „Ketzer“ (Waldenser, Albigenser) gab, ob-

nun durch Kreuzzüge oder jahrhundertlang durch die Inquisition (= Untersuchung), seit 1215 eine Kirchenbehörde zur Verfolgung der Ketzerei, wozu schon für den sog. „Laien“ das unerlaubte Lesen der Bibel gehörte. Bonifaz VIII. programmierte in der Bulle „Una Sanctam“ (1302) unverhohlen den Weltherrschaftsanspruch des Papsttums.

Aber der französische König zeigte einem seiner Nachfolger, dass sich die politische Gewalt nicht so ohne weiteres von Kirche und Papst bevormunden ließ, indem er 1309 den Papst zwang, seine Residenz im französischen Avignon zu nehmen, womit die 70jährige „Babylonische Gefangenschaft“ der Päpste begann. Der Niedergang zeigte sich auch darin, dass sich zeitweise zwei und auch drei Päpste gegenseitig den Rang streitig machten, bis dieser Zustand 1417 durch das Konzil von Konstanz beendet wurde, wonach der neue Papst nach Rom zurückkehren durfte.

Dort musste er sich allerdings mit der Rolle eines italienischen Territorialfürsten in Mittelitalien abfinden, einem Gebiet, das der Papst schon seit der Spätantike beansprucht hatte und dessen Besitz ihm der Vater Karls d. Gr.

in der sog. „Pippin-schen Schenkung“ bestätigt hatte (756). Der heutige Vatikanstaat, eine 0,44 km² große Enklave in Rom, ist der winzige Rest dieses jahrhundertalten Kirchenstaates, der dem Papst nach der Enteignung



Peterskirche in Rom



Gedenkmünze Papst Pius X (Mitte) mit der Abbildung aller bisherigen Päpste (rundherum)

durch den italienischen Staat (1870) und der Einigung mit dem faschistischen Italien unter Mussolini (1929) verblieben ist.

Der geistliche und sittliche Niedergang von Papsttum und Kirche vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, besonders z. Zt. der Renaissancepäpste um 1500, führte zu dem immer dringenderen Ruf nach Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern“, ein Ruf, der schließlich in die Reformation mündete.

Das Papsttum zwischen Reformation und Gegenreformation

Die Reformatoren (Luther, Zwingli, Calvin) wollten keine neuen Kirchen neben der Katholischen Kirche gründen; für sie war die Kirche Christi eine durch den Heiligen Geist garantierte Einheit, die nicht vom Belieben der Menschen abhing. Deshalb zielten sie auch zunächst nur auf Reformen in der bestehenden Kirche. Und sicherlich gab es im 16. Jahrhundert auch Päpste, die die Notwendigkeit von Reformen einsahen, andererseits aber nicht gewillt waren, auf den unbedingten Autoritätsanspruch in Fragen von Lehre und Jurisdiktion zu verzichten, und vorsichtig an der Tradition der Kirche festhielten. Deshalb war für Luther der Papst der „Antichrist“, der mit seiner angemaßten Leitungs- und Schlüsselgewalt durch unbiblische Lehren die Gewissen der Gläubigen verführte und vergewaltigte, wie es der Ablasshandel zugunsten kirchlicher Prachtentfaltung deutlich zeigte.

Die Päpste zögerten lange, ein Reformkonzil einzuberufen, weil Konzile die Gefahr bargen, die päpstliche Autorität einzuschrän-

ken. Schließlich berief Paul III. (1534-1549) ein Konzil nach Trient ein, das in mehreren Sitzungsabschnitten tagte und von 1545 bis 1563 dauerte. Es sollte sowohl kirchlicher Erneuerung als auch konstruktiver Auseinandersetzung mit der Reformation dienen. Aber das Ergebnis war eine unversöhnliche Entgegnung auf reformatorische Grundsätze und leitete eine Gegenreformation ein, die sich durch Inquisition, Ketzerverbrennungen, Glaubenskriege und Bevölkerungsvertreibungen (Hugenotten, Salzburger) auszeichnete.

Das „Tridentinum“, das der Papst 1564 bestätigte, hat die katholische Kirche und mit ihr das Papsttum bis heute entscheidend geprägt. Neben der Bewahrung kirchlicher Tradition festigte es auch die päpstliche Amtsautorität, deren Ansehen in den Jahrhunderten davor sehr gelitten hatte.

Die Bindung des Papstes an die kirchliche Tradition

Evangelikale Christen eifern sich zuweilen darüber, dass der Papst unbiblische Lehren vertritt. Sie übersehen, dass er gar nicht anders kann, als an den Lehren der kirchlichen Tradition, also an den Lehraussagen seiner Vorgänger, festzuhalten. Dies zeigen deutlich die bis heute geltenden Lehrgrundsätze des Tridentinums von 1564:

- *Gegen das reformatorische Schriftprinzip, dass sich alle Lehre an der Heiligen Schrift zu orientieren hat:*

Neben den Aussagen der Heiligen Schrift steht gleichberechtigt die „Tradition der Kirche“, d. h. die von den Päpsten gelehrteten Dogmen. In einem beliebten Bild verdeutlicht: Ist die Lehre der Heiligen Schrift einer Blütenknospe vergleichbar, so bringen die Dog-

men der Päpste diese Knospe zur Entfaltung.

(Gerade dieser Unterschied zwischen Heiliger Schrift und Tradition spielt heute für die meisten evangelischen Theologen keine Rolle mehr. Da nach historisch-kritischem Verständnis die Bibel nicht Gottes Wort ist, besteht auch kein Unterschied zu päpstlichen Lehren mehr. Diese Leugnung des Lutherschen „Allein die Schrift“ ist kein Ruhmesblatt für die evangelische Theologie, besonders gegenüber dem Papst, für den die Bibel ohne Einschränkung Gottes Wort ist.)

- *Gegen den reformatorischen Grundsatz, dass sich das Heil des Christen nicht auf Werke, sondern allein auf Gnade und Glauben gründet:*

Neben dem Erlösungswerk Christi tragen auch gute Werke zur Rechtfertigung und Seligkeit bei, zumal wenn der Gläubige Glied der Römisch-Katholischen Kirche und der von ihr verwalteten Sakramente teilhaftig ist.

- *Gegen den reformatorischen Grundsatz, Gott, den Schöpfer, Jesus Christus, den Sohn Gottes und Retter, allein anzubeten und zu ehren:*

Heiligen- und Bilderverehrung gehören zur kirchlichen Tradition, zumal die Heiligen die Voraussetzung der Ablassmöglichkeit sind. Durch Erwerb von Ablassbriefen kann der Gläubige an den „überschüssigen“ Werken der Heiligen teilhaben.

- *Gegen die reformatorische Verwerfung unbiblischer Lehren:*

Folgende Dogmen bleiben bestehen:

- Fegefeuer, dem man nur durch Ablasserwerb entgehen kann;
- Sieben Sakramente und deren Verwaltung allein durch Priester;
- Realpräsenz Christi in Brot und



Wein als sein Fleisch und Blut bei - der Eucharistie und deren jedesmaliger Opfercharakter („Perspektive“ 9/10/11. 2004).

Das Papsttum heute

An diesen Grundsätzen haben Papst und Katholische Kirche bis heute festgehalten. Im 1. Vatikanischen Konzil (1869/70) wurde der Primat des Papstes, sowohl seine Amtsautorität als auch seine Unfehlbarkeit bei „ex cathedra (d.h. vom päpstlichen Lehrstuhl aus)“ geäußerten Lehrentscheidungen zum Dogma erhoben, und zwar für die früheren wie für die zukünftigen Lehraussagen.

Damit sind auch die völlig unbiblischen Dogmen von der

- Unbefleckten Empfängnis der Maria (durch ihre Mutter!), 1854 durch Pius IX., und von der
- Leiblichen Himmelfahrt der Maria, 1950 durch Pius XII. kraft päpstlicher Autorität und Unfehlbarkeit den Aussagen der Heiligen Schrift gleichgestellt und für jeden katholischen Gläubigen verbindlich, wenn dies auch von manchen als Bevormundung empfunden wird.

Das von Johannes XXIII. einberufene 2. Vatikanische Konzil (1963-1965) versuchte vorsichtig, den Primat des Papstes in den Willen eines Konzils einzubinden und sich auch einer ökumenischen Diskussion zu öffnen. Dennoch ist die Amts- und Lehrautorität des Papstes unangefochten geblieben, und die Römisch-Katholische Kirche, die einzige weltweit (vom Vatikan aus) zentral organisierte und verwaltete Kirche, gehört dem Rat der Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) nicht an.

Trotz dieser Distanz zu anderen

Kirchen hatte sich Papst Johannes Paul II. (1978-2005) sehr energisch in das weltweite ökumenische Gespräch eingeschaltet und auch den Dialog mit anderen Weltreligionen gesucht, obwohl er andererseits schon den evangelischen Kirchen die Anerkennung als „Kirche“ versagte und sie zu „kirchlichen Gemeinschaften“ herabstufte, um den Alleinvertretungsanspruch der Römisch-Katholischen Kirche zu wahren. Sein bei den ökumenischen und interreligiösen Gesprächen gewonnenes Ansehen hat aber dazu geführt, dass es heute Stimmen gibt, die die Meinung vertreten, dass der Papst eines Tages in irgendeiner Form an der Spitze der ökumenischen Bewegung stehen könnte, wenn auch nicht gerade als unfehlbarer „Stellvertreter Christi“. Ob da schon von ferne die eine Weltkirche winkt, die allerdings mit der Gemeinde Jesu Christi nichts gemein hat, kann man heute noch nicht sagen.

Es ist anzuerkennen, dass sich das Papsttum seit dem 19. Jahrhundert entschieden gegen die Anpassung der Kirche an den immer gottloser werdenden Zeitgeist und gegen eine liberale und modernistische Aufweichung biblischer Lehren gestellt hat. Auch der neu gewählte Papst Benedikt XVI. hat als Kardinal-Präfekt der Glaubens-Kongregation und enger Mitarbeiter des bisherigen Papstes allen unbiblischen Modeströmungen (z. B. Abtreibung, Homosexualität, weibliche Priester, Befreiungstheologie) stets eine klare Absage erteilt. Es ist bezeichnend, dass führende evangelische Theologen gerade deshalb dem neuen Papst eher skeptisch gegenüberstehen.

So ist das Bild des heutigen Papsttums im Ganzen zwiespältig. Auf der einen Seite steht es allen Zeiterscheinungen zum Trotz für die Wahrheit der Heiligen Schrift ein, wobei ihm die Autorität seines „unfehlbaren“ Amtes eine große Stütze ist, auf der anderen Seite hält es aber auch gerade mit dieser „Unfehlbarkeit“ an den vielen Irrtümern und Irrlehren fest, die das Papsttum im Lauf einer zweitausendjährigen Kirchengeschichte als „kirchliche Tradition“ hervorgebracht hat. Schon seine Titel zeigen das Zweifelhafte dieses Amtes im Blick auf die Knechtsgestalt der Gemeinde Jesu Christi auf Erden:

- Bischof von Rom
- Erzbischof und Metropolit des römischen Kirchenkreises
- Primas von Italien
- Patriarch des Abendlandes;
- Oberhaupt der universalen Kirche auf Erden;
- Nachfolger Petri;
- Stellvertreter Christ;
- Regierungschef des souveränen Staates „Vatikanstadt“ (= Heiliger Stuhl)
- Seine Anrede lautet „Heiliger Vater!“ und widerspricht deutlich dem Gebot Jesu: *„Ihr sollt auch nicht jemanden auf der Erde euren Vater nennen; denn einer ist euer Vater, nämlich der im Himmel“* (Matthäus 23,9).

Der Papst selbst bezeichnet sich allerdings selbst als „Servus servorum Dei (= Diener der Diener Gottes)“. Immerhin entspricht er mit dieser Bezeichnung der Art des Herrn der Kirche, der allein die Herzen der Menschen beurteilt.

Gerhard Jordy

Das Problem mit den „Brüdern“

Wenn jemand sagt: „Im Himmel sind die Schwestern auch Brüder!“, dann bemüht er sich offenbar um einen Scherz und will keine biblische Lehre verkünden. Es mag sein, dass weibliche Wesen sich dennoch verunsichert fühlen und fragen, ob sie denn in der Bibel nur unter „ferner liefen“ vorkommen.

Sind sie wirklich mit gemeint, wenn da steht: *„Habt nun Geduld, Brüder, bis zur Ankunft des Herrn!“*, oder *„Übrigens, meine Brüder, freut euch im Herrn!“*, oder *„Brüder, seid nicht Kinder am Verstand, sondern an der Bosheit seid Unmündige, am Verstand aber seid Erwachsene!“* Werden hier nur die Brüder ermahnt oder die ganze Gemeinde? Natürlich alle! Die Gegenprobe macht es verständlich: Sollen die Schwestern etwa keine Geduld haben, sich nicht im Herrn freuen und ansonsten kindisch sein? - Aber warum steht dann nur „Brüder“?

Offensichtlich deshalb, weil damals jeder, der Griechisch sprach, wusste: Brüder bedeutet auch „Geschwister“. Die griechische Sprache hat nun mal kein Wort für „Geschwister“. Deshalb habe ich mir erlaubt, an verschiedenen Stellen das griechische Wort „adelphoi“ mit „Geschwister“ zu übersetzen. Bei den obigen Beispielen klingt das in der „Neuen evangelistischen Übersetzung“ (NeÜ) dann so: *„Haltet also geduldig aus, liebe Geschwister!“* (Jakobus 5,7), oder: *„Übrigens, liebe Geschwister, freut euch im Herrn!“* (Phillipper 3,1), oder: *„Seid doch nicht Kinder im Verstand, liebe Geschwister. In der Bosheit, da sollt ihr*

wie kleine Kinder sein, im Verstand aber seid erwachsen!“ (1. Korinther 14,20)

Damit zog ich mir allerdings den Zorn einiger richtiger Brüder auf den Hals. Sie schlugen sofort in der Elberfelder Bibel nach und zur Sicherheit noch einmal in der Interlinear-Übersetzung. Und siehe da: Es fanden sich tatsächlich immer nur „Brüder“. Einige hieben sofort auf die Tasten und fragten mehr oder weniger deutlich, ob der Übersetzer denn nun auch schon zu den Feministen übergewechselt sei, die aus dem Heiligen Geist eine unheilige Geistin gemacht haben und aus dem Vaterunser eine „Vater und Mutter unser“.

Was den Übersetzer betrifft, kann ich versichern: Er ist nicht übergewechselt. Doch das Pochen auf „die Brüder“ trifft hier dreimal voll daneben:

1. neben den Zusammenhang,
2. neben das Wörterbuch und
3. neben die Übersetzung.

Der Zusammenhang

Das gleiche Wort kann im anderen Zusammenhang eine andere Bedeutung haben. So kann das biblische Wort „Fleisch“ das Fleisch meinen, das man in Korinth auf dem Markt kaufte, aber auch die Umschreibung für den Körper eines Menschen sein. Es kann sein irdisches Leben meinen oder sein ichsüchtiges Wesen, seine sündige Natur.

Genauso ist es mit den Brüdern: der griechische Begriff, der mehr als 200 Mal im NT vorkommt, kann leibliche Brüder meinen, z.B. die (Halb-)Brüder des Herrn, oder auch Angehörige der gleichen Nation. Er kann die Männer meinen, die an Christus glauben, oder alle Gläubigen an einem Ort. Im letzteren Fall sind natürlich die Frauen eingeschlossen.

Also: Wo der Zusammenhang deutlich macht, dass die Schwestern einer Gemeinde mitgemeint sind, sollte man „Brüder“ mit „Geschwister“ übersetzen - sonst natürlich nicht! Denn manchmal ist auch die Verantwortung betont - die bleibt natürlich bei den Brüdern der Gemeinde. Manchmal werden auch Brüder und Schwestern in einem Zusammenhang erwähnt, dann sind jeweils eben nur die männlichen oder die weiblichen Gläubigen erwähnt.

Das Wörterbuch

Nur ein Wörterbuch listet sämtliche Bedeutungen

eines Begriffes auf. Eine Interlinear-Übersetzung hilft hier nicht weiter. Gewöhnlich täuscht sie nur eine Genauigkeit vor, die nicht gegeben ist, wenn man nicht wirklich Griechisch kann, oder wenn man den Zusammenhang nicht beachtet.

Alle Wörterbücher besagen, dass der Plural des Wortes adelphos „Geschwister“ schlechthin meint, also auch Geschwister verschiedenen Geschlechts, z.B. Lukas 21,16: *„Sogar eure Eltern und Geschwister (adelphoi), eure Verwandten und Freunde werden euch ausliefern.“* Hingegen heißt der Plural von Schwester (adelphê) nie Geschwister. So ist das auch in anderen Sprachen, z.B. in Ungarisch oder Spanisch.

Die Übersetzung

Eine allzu wörtliche Übersetzung lässt den Leser oft schwimmen, anstatt ihn an andere Ufer über(zu)setzen. Wenn er nicht die Hintergründe der Kultur und Sprache versteht, weiß er bei einer 1:1-Übersetzung in vielen Fällen immer noch nicht, was gemeint ist. Eine gute Übersetzung kann sich also nicht nur mit den Wörtern befassen, sondern muss immer auch deren Sinnzusammenhang und Kultur berücksichtigen.

Wir halten fest: Ein Begriff wird grundsätzlich aus seinem Zusammenhang definiert und seine Bedeutung durch den Gedankengang des Abschnitts bestätigt. Dazu muss man nicht unbedingt Griechisch können, sondern nur fleißig die Bibel im Zusammenhang lesen.

Karl-Heinz Vanheiden



Mutter schaut

Gewalt in christlichen Familien

„... wer sein Kind liebt, der spart nicht mit der Rute!“, diesen Spruch hört die 17-jährige Tochter immer wieder, wenn der Vater sie wieder verprügelt. Das Mädchen wendet sich an das CHRIS-Sorgentelefon, weil es die Situation in der Familie nicht mehr erträgt. Der jüngere Bruder wird kaum bestraft, aber an dem Mädchen tobt sich der Vater aus. Die Mutter schaut weg, sie hat dem Vater nichts entgegenzusetzen oder will es nicht. Eine bedrückende Geschichte, umso mehr, weil einige in der Gemeinde und im Jugendkreis schon etwas mitbekommen haben, aber keiner eingreift, im Gegenteil: man zieht sich eher von der Familie zurück.

Häusliche Gewalt kommt in allen Schichten und Kulturen vor. Sie reicht vom unkontrollierten Schlagen der Kinder und des Ehepartners, über Kontaktsperren und massive Drohungen, emotionaler Erpressung und seelischer Zerstörung, bis zum Ausleben von sexueller Gewalt an den Kindern. In Familien, die aus Russland zugezogen sind, findet man sogar noch öfter Prügelstrafen in der Erziehung, oft mit Gegenständen, weil sie es aus ihrer Tradition mitgebracht haben und keine anderen Erziehungsmittel kennen. Um es noch einmal deutlich zu sagen, gemeint ist nicht der Klaps auf den Po, der dem Dreijährigen die Gefahr seines Tuns oder eine Grenze aufzeigt, sondern starke Schläge oder andere Formen der Verletzung, bei denen ein Erwachsener seine Kontrolle verliert oder nur Macht ausübt.

Was sind die Ursachen für häusliche Gewalt?

„Wenn ich mit einer 6 im Diktat nach Hause komme, kriege ich eine Ohrfeige!“, sagen uns öfter Kinder am Telefon. Die Eltern fühlen sich hilflos und von der Situation überfordert und reagieren aus einem Impuls heraus so heftig. Oft sind berufliche Probleme, Stress oder Druck durch den Ehepartner der Auslöser für diese Reaktion. Manche Eltern reproduzieren nur ihre eigene Erziehung und kennen keine anderen Vorbilder oder Erziehungsmaßnahmen, wie sie positive Resultate erreichen. Unbewusst werden oft eigene Gewalterfahrungen zurückgegeben. Über Generationen entwickelt es sich dann, dass immer Gewalt als Konfliktlösung eingesetzt wird. In vielen Familien ist auch das Suchtverhalten der Eltern der Grund dafür, dass es keine Impulskontrolle gibt, sondern die Kinder immer auf eine Überreaktion gefasst sein müssen. So ist es also keinesfalls ein besonders frommer Erziehungsstil, wenn ich meine Kinder schlage, sondern eher Ausdruck von Hilflosigkeit und mangelnder Kontrolle über mein Temperament.

Dies meint auch Paulus, wenn er in Epheser 6,4 die Väter anspricht, dass sie ihre Kinder nicht zum Zorn reizen sollen, und damit zur Zerstörung des kindlichen Vertrauensverhältnisses beitragen. Paulus spricht hier nicht von Zucht, sondern von Erziehung = paideia, von daher ist das Wort Pädagogik abzuleiten - und von einer Ermahnung zum Herrn. Gemeint ist eine Erziehung zum Respekt vor Gott und den Eltern, aber nicht Züchtigung. Viele Väter entziehen sich einer Erziehung, die sich intensiv mit dem Kind auseinandersetzt, sie flüchten in Beruf, Gemeinde und Ge-

sellschaft, und meinen dann, mit Züchtigung sei ihre Erziehungspflicht erfüllt. Das ist kein biblisches Bild von Erziehung sowie sie in 5. Mose 6,4-7 gefordert wird.

Die Folgen dieser Erziehung für die Kinder

In der Regel entwickelt sich ein schwaches Selbstwertgefühl, weil der Erziehende nur seine Überlegenheit, seinen Machtanspruch herauskehrt. Die Kinder werden scheu, geduckt und manchmal sogar depressiv. Angst wird zum Lebensbegleiter. Manche ziehen sich ganz zurück, verstummen, isolieren sich, möchten am liebsten unsichtbar sein. Die Flucht vieler Jugendlicher in virtuelle Welten mag auch mit darin begründet sein. Andere gehen so mit ihrer Angst um, dass sie sich jemanden suchen, dem sie auch Angst machen können. Sie werden aggressiv und gewalttätig, erst gegen Sachen und Tiere, dann gegen Menschen. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem jungen Vater, der seine



Angst? Zoff? Frust?
Egal was is', ruf an bei
CHRIS!
01801 - 20 10 20
christliches Sorgentelefon für Kids und Teens
montags bis samstags 17 - 19 Uhr
zum Ortsstarif
HELP@CHRIS-Sorgentelefon.de
www.CHRIS-Sorgentelefon.de

weg...

Angst äußerte, dass er auch seinem Kind gegenüber gewalttätig werden würde. In seiner Erziehung habe - fromm begründet - massive Gewalt vorgeherrscht. Sein Verhältnis zum Vater sei sehr distanziert, eher heute noch mit Angst besetzt.

Mit der negativen Sicht von sich selbst entwickelt sich auch oft ein negatives Gottesbild. Wenn Gott nur als bestrafender, unbarmherziger Richter in der Person des Vaters erlebt wird, möchte man diesem Gott möglichst schnell entfliehen. Durch die gesamte Bibel hindurch wird uns aber die Barmherzigkeit Gottes in Wort und Tat deutlich gemacht. „*Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt ...*“ heißt es in Psalm 103,13. So sieht echtes Vatersein aus.

Kinder, die sexuelle Gewalt erlebt haben, leiden darunter, dass sie ihren Vater gleichzeitig lieben und hassen. Die Bitterkeit dieser Erfahrung entwickelt zerstörerische Kraft. Als Jugendliche wollen viele diese bedrückende Familiensituation möglichst schnell hinter

sich lassen. Dies geht am besten mit einem Partner, aber meist geraten sie an die Falschen, erleben wieder Abhängigkeit und Gewalt. Die Folge einer zu stark strafenden Erziehung besteht in einer inneren Entfremdung und Ablehnung, so dass nie ein gutes Eltern-Kind-Verhältnis entsteht.

Wie können wir helfen?

Wir sind zu einer „Wegsehgemeinschaft“ geworden! Darum müssen wir auch in unseren Gemeinden und Jugendkreisen genau hinschauen, nicht weghören und Signale richtig deuten. Wir müssen zuerst die Kinder ernst nehmen und sie schützen, nicht die Erwachsenen. Jesus sagt sehr ernste Worte über die, die es den Kindern schwer machen, an ihn zu glauben und dies geschieht durch eine gewaltsame Erziehung. Weil Paulus die Gefahren der Machtausübung in der Erziehung kannte, warnt er so klar davor.

Jugendlichen, die unter der Erziehung ihrer Eltern gelitten haben, sollten wir helfen ein posi-

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt ...“ heißt es in Psalm 103,13.

So sieht echtes Vatersein aus.

ves Selbstbild zu entwickeln, ihre Stärken betonen, ihnen Mut machen, ihren Weg zu gehen. Sie brauchen Begleiter, Ersatzfamilien, um wieder neu aufzutanken. Behutsam sollten wir ein Gottesbild anbahnen, das von Barmherzigkeit und echter Liebe geprägt ist. Viel wäre ihnen geholfen, wenn sich auch Eltern echt entschuldigen, um Vergebung bitten und ihr Familienleben neu von Gottes Liebe umgestalten lassen. Fast immer ist Gewalt ein Tabuthema der Familie, wobei sorgsam darauf geachtet wird, dass nichts nach außen dringt. Sehr deutlich spricht Jesus davon, dass wir falsche Dinge ans Licht bringen sollen, um ihre Wirkung zu stoppen. Das kann heißen, dass die Ältesten ein Gespräch mit der Familie führen, konkrete Hilfe anbieten, dass den Kindern eine Zufluchtsmöglichkeit bei Freunden ermöglicht wird, dass solche Menschen nicht länger verantwortlich in der Gemeinde mitarbeiten können und bei sexueller Gewalt aus der Gemeinde ausgeschlossen werden.

Das Thema Erziehung darf nicht den säkularen Zeitschriften überlassen werden, sondern muss einen zentralen Platz in der Verkündigung einnehmen. Junge Familien brauchen Hilfen, wie sie Kindern ohne Gewalt Grenzen setzen, wie sie Gehorsam einüben ohne Zwang, sondern als echte Autorität, weil den Kindern dies hilft auch Gott ernst zu nehmen. Sie brauchen Gespräche in der Gemeinde über Erziehungsthemen, nicht erst wenn die Probleme da sind, sondern als Begleitung.

Jutta Georg 

